Der alte Rahlenbeck
Ohm Michel — Vater Wirths

Es tut unserer glaubensarmen Zeit not, die Erinnerung an solche „Originale“ wach­zuhalten, wie sie in diesem Buch geschil­dert werden. Wer kennt heute noch den alten Rahlenbeck, der als der „Fienen- pastor von Herdecke“ vor über 100 Jahren in seiner westfälischen Heimat weitbekannt war und dort als schlichter Schuhmacher­meister vielen ein Führer zu Christus wer­den durfte! Es war die Zeit des toten Ver­nunftglaubens, als Henrich Rahlenbeck seine Bekehrung erlebte, und es ist ver­ständlich, wie sich bald Verfolgung und Verleumdung erhoben, als die „Fienen“ (Frommen) nun in Rahlenbecks Haus zu Bibelstunden zusammenkamen. Aber Gott bekannte sich zu seinem treuen Zeugen, der in seiner Glaubenseinfalt manchem Theo­logen zum Segen wurde. — Besonders ein­drücklich sind die Lebensführungen August Michels, eines Siegerländers. Als der „wilde Michel“ hatte er ein wüstes, ver­brecherisches Leben geführt, das schließ­lich im Zuchthaus endete. Aber gerade dort sollte er die innere Freiheit finden. Die Botschaft vom Heiland der Sünder, die er hier hören durfte, zündete bei ihm, und es kam zu einer ganzen Wendung und Um­kehr. Nach 10 Jahren öffneten sich die Türen des Zuchthauses für ihn; als „Ohm Michel“ wurde er für den Rest seines Le­bens ein Mann des Segens, von dem man in seiner Heimat heute, über 50 Jahre nach seinem Tode, noch spricht. — Am un­bekanntesten dürfte das Leben von Chri­stian Wirths sein, der im Oberbergischen für meinen Herrn -zeugte und 1917 im hohen After heimgerufen, wurde. Ein einfacher Arbeiter, aber ein ganzer Christ!

Band 62/63 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes'

Der alte Rahlenbeck
Ohm Michel - Vater Wirths

Wie Gott Originale formt

Von

Arno Pagel

BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN UND BASEL

Seite

Der alte Rahlenbeck

[Es geht um die Augen 6](#bookmark2)

[Henrich lernt sehen 9](#bookmark3)

[Die „Fienen" treffen sidi im Schusterhaus . . 13](#bookmark4)

[Eine Vorladung und ihre Folgen 16](#bookmark5)

„Unser Pastor predigt ja ganz anders als sonst!" . 20

Der „Fienenpastor" wird noch andern Theologen

zum Segen 26

[Pfeile aus einem wohlgefüllten Kodier ... 30](#bookmark8)

[Mission auch unter Juden und Heiden ... 36](#bookmark9)

[Kampf gegen den Alkoholteufel 42](#bookmark10)

[Der „Fienenpastor" und die „drei güldenen G" . 45](#bookmark11)

Aus dem irdischen ins himmlische Haus ... 51

Ohm Michel

Der wilde Michel 54

Ein Zuchthäusler gewinnt zwiefache Freiheit . . 61

Michel auf dem neuen Wege 67

[Der Ohm wird ein Mann des Segens **....** 72](#bookmark13)

[Der letzte Wunsch geht in Erfüllung **....** 79](#bookmark14)

Vater Wirths

[Der Lebensgang 83](#bookmark16)

[Liebe zu Jesus und den Seinen 91](#bookmark17)

[Man muß es genau nehmen! 95](#bookmark18)

[Vertrauen und Demut 100](#bookmark19)

[Gute Ratschläge fürs Leben und fürs Sterben . . 104](#bookmark20)

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen.

Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn.

Henrich Rahlenbedk

Der alte Rahlenbeck

Es geht um die Augen

TheodorHenrich Rahlenbeck, der als „Fienenpastor von Herdecke“ so bekannt gewor­dene schlichte westfälische Schuhmachermeister, wurde am 4. Dezember 1784 in Hengstey bei Hagen geboren. Die Eltern, die in Mischehe lebten — der Vater war evangelisch, während die Mutter katho­lisch blieb —, zogen später in das schöne Ruhrstädt­chen Herdecke unweit Hagen. Dort ist Henrich aufgewachsen, dort hat er ein langes, gesegnetes Leben verbracht.

Der Vater war Zimmermeister. Henrich wurde wie er evangelisch, während eine Schwester in der Religion der Mutter erzogen wurde. Es ist verständ­lich, daß der aus diesen gemischt-konfessionellen Verhältnissen Herkommende immer eine große Weitherzigkeit gegenüber Andersgläubigen gezeigt hat und auch Katholiken zugetan war, obwohl er mit ganzem Herzen in der evangelischen Kirche wurzelte.

Henrichs Vater starb schon mit 46 Jahren im Jahre 1798. Der Sohn lernte das Schuhmacherhand­werk. Seine Gesellenjahre führten ihn ins Wupper­tal, das damals eine Stätte mit reichem geistlichem Leben war. Dort lernte er die Jannette Ger­druth Westhoff aus Altena an der Lenne, auch ein Westfalenkind, kennen und lieben. Die beiden verlobten sich, aber in den innerlichsten und wich­tigsten Fragen gingen sie noch verschiedene Wege. Jannette kannte schon den Herrn Jesus, und die ganze Atmosphäre des tiefgläubigen Hauses, in dem sie in Stellung war, förderte ihren jungen Glaubens­stand. Sie war nämlich Hausgehilfin beim Pastor Hilmar Ern st Rauschenbusch, der ein lebendiger und gesegneter Zeuge seines Herrn war.

Dieses liebe Mädchen war also dem Schuhmacher­gesellen Henrich Rahlenbedc gut. Der war ein hoch­anständiger junger Mann, in seinem Handwerk tüchtig, und es war kein Zweifel, daß er ein rechter Meister und fürsorglicher Ehemann werden würde. Die Braut versuchte, den Henrich für den Weg mit Christus zu gewinnen; denn sie wußte, daß es nur da eine glückliche Ehe gibt, wo Mann und Frau als rechte Jesusleute miteinander beten und die Bibel lesen können. Aber der junge Mann winkte immer energisch ab, wenn seine Jette — so wurde der Name Jannette abgekürzt — ihn in fromme Ge­spräche verwickeln wollte. Er berief sich auf seine Männlichkeit und seine Freiheitsliebe; „Ich mag solche Bindungen nicht eingehen, ich weiß schon, was ich will und zu tun und zu lassen habe."

Ein voller Mißerfolg wurde es, als Jette den Hen­rich einmal ins Pfarrhaus Rauschenbusch gelotst hatte. Sie erhoffte von der Einwirkung des von ihr hochverehrten Pastors auf ihren Bräutigam viel Gu­tes. Henrich ließ in schweigender Höflichkeit die Sprüche und Ermahnungen des lieben Mannes über sich ergehen, der ihn in seiner freundlichen, herz- andringenden Art ermunterte, seinen Braut- und Ehestand doch ja im Namen Jesu zu führen. Es fiel dem hitzigen jungen Mann schwer genug, dem Pastor seine Auffassung von Männlichkeit und Frei­heit nicht vortragen zu können; doch er durfte um des Mädchens willen kein Aufsehen machen. Als die beiden allein waren, machte er aber seinem Her­zen kräftig Luft und beteuerte: „Keine zehn Pferde kriegen mich noch einmal in dieses Haus!“

War es unter diesen Umständen von der Jette recht, daß sie trotzdem die Verbindung mit diesem ungläubigen Mann festhielt? Einmal wäre es in der Tat beinahe zur Lösung des Verhältnisses gekom­men. Aber dagegen stemmte sich Henrich leiden­schaftlich. Nicht nur die Aussicht, daß mit der Jan- nette einmal eine tüchtige Hausfrau in sein väter­liches Haus in Herdecke einziehen würde, band den Sdiuhmachergesellen an das Mädchen, nein, er spürte unbewußt, daß gerade die schlichte und ein­fältige Frömmigkeit seiner Braut das Rechte, auch und gerade für ihn das Rechte sei. Und Jette merkte: „Es ist ja gar kein richtiger Haß beim Henrich gegen den Herrn Jesus. Er schämt sich nur, vor aller Augen sich zu ihm zu bekennen. Aber da er ein grundehr­licher Kerl ist, bin ich gewiß, es wird bei ihm wahr werden: ,Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen!'"

Im Sommer 1811 hatten sich die beiden in Elber­feld kennengelernt. Am 2. Juli 1813 fand in Herdecke die Hochzeit statt. Henrich war inzwischen als munterer junger Meister in sein Elternhaus heimgekehrt und hatte mit gutem Geschick und Er­folg eine eigene Werkstatt aufgemacht.

Da brach das Unglück herein. Mit Henrichs Augen stimmte es nicht mehr. Es hatte ganz unscheinbar so angefangen, daß ein Sandkörnchen ins Auge ge­flogen war. Aber was für rasende Schmerzen stell­ten sich bald ein! Alles Reiben und Scheuern ver­schlimmerte die Sache bloß. Auch das Kühlen des kranken Auges brachte keine Hilfe. Ein heilkundi­ger Schäfer, der unter den Leuten in hohem Ansehen stand, besah kopfschüttelnd den Schaden und ent­deckte auch das böse Sandkorn ganz oben auf dem Augapfel. Aber es saß dort zu fest. In der Werkstatt türmten sich inzwischen die Schuhe, die auf Repara­tur warteten. Ein Paar mußte, trotz der kaum auszu­haltenden Schmerzen im Auge, geflickt werden, der Besitzer brauchte die Schuhe dringend für eine Be­erdigung. Die Energie des Meisters schaffte es auch; aber es war eine Qual.

Eines Tages machten sich die jungen Eheleute zusammen nach Hagen auf. Dort wohnte ein Augen­arzt, bei dem würde Hilfe zu finden sein. Aber die Auskunft, die sie von ihm erhielten, drückte sie noch mehr nieder. Der Doktor untersuchte das Auge gründlich; doch seine Instrumente erreichten den Fremdkörper darin nicht. Er erklärte; „Ich kann Ihnen auch nicht helfen. Der Sehnerv muß schon früher krank gewesen sein. Nun kommt dieser un­glückliche Zwischenfall dazu. Das Auge ist verloren! Ich kann Ihnen nur ein kühlendes Mittel zur Linde­rung der Schmerzen verschreiben."

Das wurde ein trauriger Heimweg. Das wurden traurige, schwere Wochen-und Monate, die folgten. Der Meister hatte jetzt sein krankes Auge meist verbunden. Das andere wurde dadurch um so mehr angestrengt, ja überanstrengt, und auch seine Seh­kraft ließ zusehends nach. Die Leute hatten mit Hen­rich, der so frisch und strebsam unter ihnen ange­fangen hatte, Mitleid und trugen ihm zunächst ihre Schuhe weiterhin zu. Aber es war nur eine halbe Sache, das Arbeiten mit dem kranken Auge. Manch­mal flammte die Hoffnung auf, es würde wieder gut, die Schmerzen ließen nach, aber nur, um dann um so heftiger zurückzukehren. Es war gar nicht anders möglich, als daß jetzt viele Schuhe lange liegenblie­ben und manche Kunden die Geduld verloren. Der Verdienst ging zurück, Armut und Not wurden Gast im Hause, der Ehestand wandelte sich zum Wehe­stand.

Henrich lernt sehen

Die Not war wirklich hoch gestiegen, als endlich Hoffnung auf Hilfe sich zeigte. Dieses Mal trog sie nicht. Ja, es wurde eine Hilfe, die nicht nur dem äußeren Auge zugute kam, sondern unter der sich auch das Auge des Herzens öffnete. Der junge Meister lernte ganz neu sehen, Dinge sehen, die ihm lange verschlossen geblieben waren.

Der Ort, wo Henrich diese Hilfe widerfuhr, war ausgerechnet das Pfarrhaus von Pastor Rau­schenbusch, in das doch keine zehn Pferde ihn mehr hineinbringen sollten. Das kam so:FrauPastor Rauschenbusch in Elberfeld erfuhr von ihrem Sohn, der in Jettes Heimatstadt Altena lutherischer Pfar­rer war, von dem Leid, das die jungen Schusters­leute nach so kurzem Eheglück betroffen hatte. Prompt kam ein Brief von ihr nach Herdecke mit der herzlichen Einladung:

„Bitte, kommt nach Elberfeld! Mein Sohn, Dr. Karl Rauschenbusch, der als Arzt weit und breit einen guten Namen hat, hofft, wenigstens das eine Auge retten zu können.“

Für Jette war dieser Brief ein deutlicher Wink, eine Freundlichkeit Gottes, und Henrich konnte sich der Tatsache nicht verschließen, daß hier gute Men­schen, wenn sie auch zu den Frommen, den „Fie- nen", gehörten, ihm eine große Liebe erzeigen woll­ten. Er bangte zwar zunächst etwas, wie es mit der Bezahlung werden würde, und, ehrlich gesagt, ein wenig fürchtete er auch, daß man ihn in Elberfeld in­nerlich nicht ganz ungeschoren lassen würde. Aber diese Bedenken wollte er gern zurückstellen, wenn ihm bloß Hilfe zuteil würde.

Seine treue Frau und ein Freund begleiteten den ziemlich hilflos gewordenen Rahlenbeck nach Elber­feld. Liebevoll nahm man den Kranken im Pfarrhaus auf. Zu dem Doktor faßte Henrich sofort ein großes Vertrauen, so herzlich ging dieser edle Menschen­freund mit ihm um. Der Bescheid nach der gründ­lichen Untersuchung beider Augen lautete: „Das

eine Auge ist in der Tat verloren, das andere aber hoffe ich mit Gottes Hilfe retten zu können."

Es kam zu einer nicht leichten Operation, bei de­ren Beginn der Kranke etwas tat, was er noch nie im Leben getan hatte: Er betete nämlich zu Jesus: „Laß midi stille sein!" Der Eingriff glückte. Der Ge­nesende mußte aber noch längere Zeit in einem verdunkelten Zimmer verweilen, das ihm Pastor Rauschenbusch in seinem Hause willig herrichtete. Das wurde die Zeit, wo das innere Auge Henrich Rahlenbecks zu sehen anfing. Er sah auf einmal sein ganzes vergangenes Leben im göttlichen Licht und Urteil daliegen. Henrich hatte nie in groben Sünden geschwelgt, aber wie hochmütig und selbst­gerecht er gewesen war, das ging ihm jetzt er­schreckend auf. Die Frommen hatte er verabscheut und den Heiland nicht nötig gehabt. Darum war er ein Gottloser, Gottferner gewesen.

Kein Wunder, daß in den Tagen der Stille die Ge­danken des Kranken sich der Ewigkeit zukehrten: „Wenn ich jetzt stürbe, wo würde ich die Ewigkeit zubringen?“ Gerade in den Nächten rumorte diese Frage im Gewissen. Da waren nun die lieben Pfar­rersleute hilfreich zur Stelle und wiesen den Beun­ruhigten auf das Kreuz von Golgatha hin: Dort habe Jesus alle Schuld getragen und von uns genommen. Dort dürfe ein erschrockener Sünder Mut und Glau­ben fassen und den herrlichen Trost fürs Leben und fürs Sterben gewinnen, daß ihm vergeben, daß er Gottes Kind sei. In Jesus und um Jesu willen Gottes Kind!

Der Schuhmachermeister Henrich Rahlenbeck hörte das nicht vergeblich. Er legte sein Leben ganz in die Hände Jesu, und da wußte er: Meine Vergangenheit ist in der Vergebung Jesu geordnet, jetzt gehöre ich meinem Heiland. Still betete er die Wunderwege Gottes an, daß er fast blind werden mußte, damit ihm in solcher Blindheit das Licht der Erlösung auf­ginge. Die Heilung des leiblichen Auges machte auch gute Fortschritte. Das war ein froher Tag, als der Arzt dem Genesenden das Lesen erlaubte. Der griff begierig zur Bibel, und Pastor Rauschenbusch ließ ihn gerade solche Stellen aufschlagen, die ihm wirk­lich vorkamen als „milder Tau für trostbedürft’ge Seelen". Der liebe Seelsorger hatte eine feine Art, die Menschen von allen wankenden und unsicheren Gefühlen wegzuholen und sie hinzuweisen auf das untrügliche Wort Gottes, auf dessen Verheißungen wir uns wie auf Felsengrund stellen dürfen. Das tat denn auch Henrich fröhlich.

Weil er so seltsame Dinge mit seinen Augen er­lebt hatte, weil er wußte, daß schlimmer als Schwachheit und Schmerzen der Leibesaugen die Blindheit des inneren Auges ist, gewann Rahlenbeck den Vers so lieb und immer lieber:

Jesu, gib gesunde Augen,

die was taugen,

rühre meine Augen an!

Denn das ist die größte Plage, wenn am Tage

man das Licht nicht sehen kann.

Bald schon saß unser Meister wieder auf seinem Schusterschemel in Herdecke und hämmerte wacker drauflos. Nun ging ihm alles noch einmal so hurtig und fröhlich von der Hand. Das völlig erblindete Auge war ein wenig aus der Augenhöhle herausge­quollen. Das Gesicht wurde dadurch etwas entstellt. Das gerettete Auge strahlte aber um so mehr den in­neren Frieden wider, der in Henrichs Herzen einge­kehrt war.

Es mußte nun allerdings noch etwas in Ordnung ge­bracht werden, was dem bekehrten Rahlenbeck rückschauend Not machte. Mit seiner Trauung vor dem Altar — das war damals noch nicht das Rechte gewesen. Er hatte seine Frau ja gar nicht richtig aus den Händen Gottes nehmen können, Gott war ihm ja fremd gewesen. Das Ja, mit dem er sein Leben an das ihre band, war nicht so vor dem Angesicht Got­tes gesprochen worden, wie es der wichtige Augen­blick erfordert hätte. Die Trauung mußte irgendwie noch einmal bestätigt werden.

Deshalb weckte der Meister an einem Abend sein schon zur Ruhe gegangenes Weib wieder auf, drück­te fest ihre Hand und betete: „Herr Jesus, ich will noch einmal Hochzeit halten mit meiner Frau. Du mußt uns noch einmal trauen; denn beim erstenmal war es nicht richtig." Da wurde es der Jette auch ganz feierlich zumute, es folgte ein langes Schwei­gen, in dem beide Eheleute in der Stille ihres Her­zens mit ihrem Herrn sprachen. Jetzt erst waren sie ganz zuinnerst eins geworden, zwei Pilger, die ge­meinsam den Weg zur ewigen Heimat zogen. Das ganze häusliche und berufliche Leben stand fortan unter der Zucht des Wortes Gottes. Wenn Henrich auch schon früher niemals in seiner Berufserfüllung geludert hatte, jetzt kam in seine Arbeit erst der rechte Schwung. Nun wurde sein irdischer Beruf für ihn die große Gelegenheit, sich in der Treue zu üben und alles zu des Herrn Ehre zu tun.

Die „Fienen" treffen sich im Schusterhaus

In jenen Tagen, als Henrich Rahlenbeck zum le­bendigen Glauben an den Heiland kam, herrschte noch weithin im Lande der öde Vernunft­glaube. Gerade auf den Kanzeln war er zu Hause. Was wurde da für leeres Stroh gedroschen! Die herrlichen Heilswahrheiten des Evangeliums, deren rettende und frohmachende Kraft der junge Meister an seinem Herzen erfahren hatte, vernahm man nicht; statt dessen wurden das Licht der mensch­lichen Vernunft und der Wert des menschlichen Tu­gendstrebens gepriesen. Allerdings gab es auch Prediger, die an der biblischen Lehre festhielten. Aber ihre Rechtgläubigkeit war oft so kalt und ohne

Leben, daß in ihren Predigten für Menschen, die Frieden mit Gott und Wegweisung zu biblischem Glaubensleben suchten, nichts zu holen war.

Das Evangelium überwinterte in diesen geistlich dürren und bösen Zeiten vielerorts in den kleinen Kreisen der „Stillen im Lande", oft abseits von der Kirche, deren Pastoren das biblische Verlangen nach Gemeinschaft unter dem Wort als gefährliche Sek­tiererei ansahen und bekämpften. Solch ein Kreis sammelte sich bald auch in Rahlenbecks Haus. Man las in der Bibel und nährte sich von der kernigen Speise der „Vier Bücher vom wahren Christentum“ des lutherischen Theologen Johann A r n d. Gerhard Tersteegens Schriften waren auch sehr beliebt.

Für eine große Freude, für einen richtigen Festtag sorgte eine der diese „Stunde“ besuchenden Frauen. Sie brachte in ihrem Umschlagtuch ein altes Gesang­buch ihrer Großmutter mit. Während die Lieder­bücher der vernunftgläubigen Zeit die kraftvollen Lieder der Gottesmänner Martin Luther, Paul Ger­hardt, Benjamin Schmolck und all der andern arg verwässert hatten, weil man mit so klarem bibli­schem Gehalt eben nichts anfangen konnte, standen in diesem kostbaren Schatz die Lieder der Väter un­verändert drin. Das gab fortan ein frohes Singen in der kleinen Schar.

Es fing auch bald an, sich im Städtchen zu regen, und neue Freunde fanden sich herzu. So schloß sich z. B. der Maurer Christian Vollmeier der „Stunde" an. Er brachte eines Tages ein Paar arg zerrissene Stiefel zu Meister Henrich. Dabei trieb ihn auch ein wenig die Neugierde. Er wollte näm­lich an Ort und Stelle feststellen, ob sein Schulkame­rad Rahlenbeck wirklich zu den „Fienen“ gegangen sei. Mit den Stiefeln war in der Tat nichts mehr los, die konnte kein Flicken mehr brauchbar machen. Des Meisters kundiger Blick hatte das gleich ent­deckt. „Christian“, sagte Henrich zu dem Besucher, „mit deinen Stiefeln ist das wie mit dir selber. Lap­pen können den Schaden nicht mehr heilen, du mußt ein paar neue Stiefel haben. Und ebenso und erst recht ein neues Herz! Manche Menschen flicken ein Leben lang an sich selber herum und sollten sich doch von Jesus sagen lassen: Mach Schluß mit dem Plunder, fang ein Neues an!“

Dies Wort ließ den Vollmeier nicht mehr los. Nach Feierabend, als der Meister etwas mehr Zeit für ihn hatte, fand er sich wieder ein. Die Stiefel brachte er nicht wieder mit; die waren zu Hause auf den Misthaufen geflogen. Auf die Frage Rahlenbecks: „Soll ich dir denn ein paar neue Stiefel anpassen?", kam die nicht alltägliche Antwort: „Ach, Henrich, mit den Stiefeln ist das noch nicht ganz so eilig, ich muß erst ein neuesHerzhabenl" Etwas Schö­neres als diese stockend gesprochenen Worte konn­te Henrich sich gar nicht denken. Er nahm die Bibel zur Hand, die beiden Männer rückten zusammen, und aus dem Worte Gottes gab Henrich dem Christian klare Auskunft und Anleitung, wie ein Mensch ein neues Herz kriegen kann.

Rahlenbeck brauchte ja nur zu erzählen, wie es ihm selber ergangen war, wie er das alte Herz mit dem Sündenschmutz dem Herrn Jesus unters Kreuz auf Golgatha gebracht habe, wie der Heiland es durch seine Vergebung und die Kraft seiner Aufer­stehung erneuert habe, so daß jetzt wohl auch noch Schwachheit und Versuchlichkeit drin seien, aber viel mehr Freude, Friede und Sieg. Es dauerte nicht mehr lange, da hatte der Maurer Vollmeier auch die Gewißheit der Vergebung, und fortan saß er an den Donnerstagabenden, wenn die „Fienen“ zusam­menkamen, mit ihnen unter dem Wort. Auch sonn­tags waren Zusammenkünfte, zu denen sich manche

Auswärtige herzufanden. Es wurde nämlich bald im Lande bekannt, daß Gott ein Feuer in Herdecke an­gezündet hatte, und das lockte manchen herbei.

Eine Vorladung und ihre Folgen

Am 22. Juli 1818 gab der Amtsbote von Herdecke im Schusterhaus einen Brief ab, der folgenden In­halt hatte:

Vorladung

Herdecke, den 22. July 1818. Der Schuhmachermeister Henrich Rahlenbeck zu Herdecke, wohnhaft im Bach, wird hierdurch auf­gefordert, am 30. July, vormittags 10 Uhr, auf dem Rathause zu erscheinen, um sich wegen Teilnahme an absonderlichen religi­ösen Versammlungen zu verantworten.

Der Bürgermeister: Pfingsten.

Zuerst wollte der von Natur hitzige Rahlenbeck lospoltern, was den Bürgermeister denn die „Stun­de" anginge. Es gäbe genug Trunkenbolde in Herdecke, um die sich zu kümmern wahrhaftig wich­tiger und nötiger wäre. Dann wurde er aber still, weil er daran dachte, daß der Heiland auch vor die Gerichte der Menschen geschleppt worden ist, und daß er den Seinen vorausgesagt hat, daß auch sie vor die Rathäuser geholt würden (Matth. 10, 17).

Nachdem am Abend vor dem 30. Juli im Bruder­kreis die Angelegenheit noch einmal vor Gott aus­gebreitet worden war, schritt Meister Henrich am nächsten Morgen ganz zuversichtlich aufs Rathaus, wo er im Amtszimmer des Bürgermeisters auch den PastorFriedrichSchütte, den Ortspfarrer von Herdecke, antraf. Der Bürgermeister fuhr Rah­lenbeck scharf an, wieso er sich als Laie unterstehen könne, sich mit der Auslegung der Bibel zu beschäf-

tigen. Solche religiösen Versammlungen wie die in seinem Hause abgehaltenen, die nicht vom Pfarrer geleitet würden, bedürften der Anmeldung bei der Behörde und müßten von ihr genehmigt werden. Er habe sich also wegen Nichtbeachtung gesetzlicher Vorschriften strafbar gemacht.

Der Pastor schlug freundlichere Töne an. Zuerst bekannte er, daß die Anzeige von ihm ausgegangen sei. Es sei aber seine Pflicht gegenüber der Vorge­setzten Behörde, derartige Versammlungen nicht zu dulden; dadurch könne das geordnete Pfarramt miß­achtet werden und ungesunde Schwärmerei sich breitmachen. Rahlenbeck möge sich doch der beste­henden Ordnung unterwerfen.

Nun bekam der Beschuldigte Gelegenheit, sich zu verantworten. Er tat das freimütig: „Das habe ich

wirklich nicht gedacht, daß die Versammlungen in meinem Hause gegen die Ordnung verstoßen und etwas Gefährliches sein könnten. Haben denn nicht unsere Zusammenkünfte ein gutes Recht von der Bibel her? Steht nicht im Worte Gottes: .Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Le­ben darin'? Werden die Christen in Beröa nicht ge­lobt, weil sie täglich in der Schrift forschten (Apg. 17, 11)? Wir tun auch nichts anderes in unsem .Stun­den'. Wir lesen die Bibel, singen Lieder und beten miteinander. Und das sollte gegen die Ordnung im Staat und in der Kirche sein? Ich wünschte bloß, die beiden mich hier verhörenden Herren erlebten das einmal, wie Jesus mitten unter den zweien oder dreien ist, die sich in seinem Namen versammeln. Solche Nähe Jesu ist eine selige Sache, und wir sind sehr glückliche Leute in unserer kleinen Schar."

Pastor und Bürgermeister konnten sich nicht ver­hehlen, daß in diesen Hausversammlungen wirklich nichts Unrechtes geschah, und ließen Rahlenbeck laufen, ohne ihn noch weiter vermahnt zu haben. In

3 Rahlenbeck

17

der nächsten Stunde war viel Freude unter den Gläubigen über den guten Ausgang der Sache. Alle waren aber audi einverstanden, als Rahlenbeck er­klärte: „Kinder, wir müssen für unsern Pastor

Schütte viel mehr beten. Das ist nämlich ein lieber Mann. Wir haben bisher viel zu sehr über ihn und seine Predigten gerichtet und genörgelt. Gott kann an ihm noch etwas tun.“

Zunächst aber tat Gott etwas an dem Amtsdiener Hellmuth. Der hatte Rahlenbeck die Vorladung ins Haus gebracht. Während der Verhandlung war er im Nebenzimmer mit dem Ordnen von Akten beschäf­tigt gewesen. Bisher hatte er nie heimlich bei Ver­hören gelauscht. Dafür war er viel zu pflichttreu. Aber dieses Verhör hatte ihn ganz in seinen Bann gezogen, da mußte er einfach hinhören. Alle Achtung vor diesem Schuhmacher! Wie der den beiden Herren Rede und Antwort gestanden hatte! Man hatte es den Schlußworten des Pfarrers richtig angemerkt, wie er davon beeindruckt war.

Hellmuth war in den Freiheitskriegen 1813—1815 Soldat gewesen. Mit andern Kriegskameraden saß er gern in der Wirtschaft „Zum Goldenen Ochsen" zusammen und schwelgte in Erinnerungen an die glorreiche Zeit. Jetzt aber war ihm aufgegangen: Ein rechter Christ sein wie dieser Rahlenbeck — das ist etwas! Den Mann mußte er einmal unter vier Augen sprechen.

Dazu ergibt sich bald eine Gelegenheit. Auf einem seiner Amtsgänge sieht Hellmuth, wie Lausbuben einen großen Hund auf einen Mann hetzen wollen. Er erkennt Rahlenbeck, der wegen seiner Einäugig­keit etwas unbeholfen und darum dankbar ist, daß ihm der Hüter des Gesetzes den Hund und die Ben­gels vom Leibe hält. Von einer Bestrafung der Tu­nichtgute, wie Hellmuth in seiner Strenge sie vor­schlägt, will er aber nichts wissen: „Unser Heiland

sagt ja: Vater, vergib ihnen,- denn sie wissen nicht, was sie tun."

Da rückt der Amtsdiener mit der Frage heraus: „Wie kommt es eigentlich, Rahlenbeck, daß Ihr im­mer vom Heiland redet?“ Die Antwort lautet: „Seit­dem ich den Herrn Jesus als meinen Herrn und Hei­land kennengelernt habe, weiß ich erst, daß Gott mir gut und mein Vater ist. Es muß hier immer nach der Regel gehen: Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Auf einer Bank unter einer Buche wird das Gespräch fortgeführt. Das will schon etwas heißen, daß der überall in Herdecke als gestreng ge­fürchtete Amtsdiener auf einmal auspackt und sei­nem Gegenüber bekennt, wie arm und friedelos sein Herz und Leben ist. Er sei eigentlich noch nie in sei­nem Leben glücklich gewesen.

Für Meister Henrich ist der Fall klar: „Dann gebt doch Euer Leben dem Herrn Jesus, und Ihr sollt sehen, er gibt Euch alles, was Euch fehlt!" Staunend erkennt der Amtsdiener unter Rahlenbecks Worten, daß der Herr Jesus Christus nicht nur eine ehrwür­dige fromme Erscheinung der Vergangenheit, son­dern ein heute lebendiger Heiland ist, daß sein Blut heute den Schutt der Sünde wegräumt und die Gemeinschaft mit Gott herstellt, daß es in der Bibel und ihrer Botschaft um lauter lebendige Wahrheiten, um lauter lebendige Dinge geht, die man jetzt nehmen und jetzt erfahren kann.

Hellmuth findet den Frieden mit Gott dort auf der Bank unter der Buche und hat diese selige Unter­redung nie vergessen. Am nächsten Donnerstag ist er schon mit in der Stunde und stammelt am Schluß ein kindliches Dankgebet, daß ihm das Heil wider­fahren ist. Rahlenbeck und er sind fortan die besten Freunde. Ja, wo kommen sich Menschen näher als da, wo „unser lieber Herr Jesus" — wie Rahlenbeck

19

2\*

den Heiland gern nannte — zwischen ihnen das Bindeglied istl

„Unser Pastor predigt ja ganz anders als sonst!“

Gottes Werk ging weiter in Herdecke. Dem Amts­diener Hellmuth folgten andre nach, die das Heil suchten und fanden. Schließlich kam auch der Tag, an dem die Gläubigen in Herdecke überglücklich feststellten: Mit unserm Pastor ist ein Neues gewor­den. An seinen Predigten kann man es deutlich mer­ken.

Wie ging es eigentlich mit dem lieben Pastor Schütte seit jenem Verhör auf dem Rathaus weiter? Er war ja ein grundehrlicher Mann. Als er meinte, gegen die Besucher der „Stunde" vorgehen zu müs­sen, handelte er nach den Vorschriften seiner Kir­chenbehörde, die die Pfarrer verpflichteten, auf alle nebenkirchlichen Bestrebungen ein wachsames Auge zu haben. Aber der schlichte und doch so freudig unerschrockene Rahlenbeck hatte auf ihn tiefen Ein­druck gemacht. Was war denn auch dagegen zu sagen, wenn solche klaren und kernigen Christen wie dieser Schuhmachermeister sich selbständig um die Bibel scharten? Wo stand denn in der Bibel, daß das Wort Jesu an seine Jünger: „Ihr werdet auch

zeugen von mir" (Joh. 15, 27) nur dann recht ver­standen und erfüllt wird, wenn die Pastoren den Mund auftun? War es nicht das gute Recht aller Jünger Jesu, Zeugen ihres Herrn und seines Heils zu sein?

Uebrigens dachte Rahlenbecks Bibelstundenkreis gar nicht daran, sich von der Kirche abzusondern. Seine Glieder waren vielmehr die treuesten Kir­chenbesucher, und vor allen Dingen taten sie das, was sonst die braven und gewohnheitsmäßigen Christen in Herdecke kaum zu tun pflegten: sie fal­teten für ihren Pastor die Hände. Sie beteten, daß Gottes Geist sein Herz erleuchte und ihn zu einem bevollmächtigten Zeugen erfahrener Gnade machen möchte. Was könnte dann noch eine Beute für den Heiland in Herdecke eingebracht werden!

In der Adventszeit 1818 befanden sich Rahlenbeck und seine Freunde eines Sonntags auf dem Heimweg vom Gottesdienst. Sie redeten freudig durcheinan­der. Es war ihnen nämlich vorgekommen, als ob der Pastor in seiner Predigt neue, nie gehörte Töne hätte anklingen lassen. Das Herz war ihnen richtig warm geworden. Der Text lautete: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an". Es hatte sich angehört, als ob der Mann auf der Kanzel das Heilandswort an Zachäus: „Ich muß heute in deinem Hause einkeh­ren" darum so oft wiederholte, weil der Hei­land vor ihm selber anklopfend stand. Und Rahlen­beck war besonders glücklich, daß der Pastor einen Vers hatte singen lassen, der sonst nie bei ihm üb­lich gewesen war:

„Ich fühl’s, du bist’s, dich muß ich haben, ich fühl’s, ich muß für dich nur sein: nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben, mein Ruhplatz ist in dir allein.

Hier ist die Ruh’, hier ist Vergnügen, drum folg’ ich deinen sel'gen Zügen.“

Das mußte Ausdruck der Sehnsucht seines eige­nen Herzens gewesen sein.

Die hellhörigen „Fienen“ hatten mit ihren Ver­mutungen und Hoffnungen nicht unrecht. Es war et­was am Werden mit Pastor Schütte. Er war nie ein trockener Vernunftprediger gewesen, wie andere Gemeinden sie zu erdulden hatten. Er war ein Her­decker Kind; schon sein Vater und sein Großvater hatten auf der Kanzel gestanden, auf der er nun am­tierte. Seine theologische Bildung und Einstellung hatte er auf der Universität Halle bezogen, wo er zu den Schülern des Professors Georg Christian Knapp gehört hatte. Dieser Mann vertrat das theo­logische System des Supranaturalismus (Glaube an Uebernatürliches), dessen Verfechter mit der starren Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) gebrochen hatten. Sie hielten den Glauben an eine übernatürliche Offen­barung aufrecht und wollten die biblischen Heilsleh­ren gegen die Verwässerungen der bloßen Ver­nunftgläubigen retten. Aber in ihrer dauernden ängstlichen Kampfstellung gegen den Rationalismus (Vernunftglauben) gewann ihr System nicht positive Kraft genug, um junge Theologen wie Schütte zu fröhlichen und heilsgewissen Gläubigen und Beken- nern zu machen.

Als Schütte mit 26 Jahren Pastor in Herdecke wurde, predigte er tapfer die biblischen Lehren. Aber die schlichten Laien aus Rahlenbecks Kreis, die betend unter der Kanzel saßen, wußten ganz klar: „Eins fehlt dem Pastor. Er hat keine persön­liche Heilserfahrung. Er redet von der Gnade, aber sie hat sein eigenes Leben nicht erfaßt und umge­staltet."

Daß ihm dieses eine bald nach jener denkwür­digen Predigt auch zuteil wurde, dabei war Henrich RahlenbeckGottesWerkzeug.Er bekommt eine Ein­ladung zu einem abendlichen Besuch im Pfarr­haus. Dieses Mal ist’s also keine Vorladung. Sehr freundlich wird der Besucher empfangen und in die Sofaecke gedrückt. Dann wird er davon ver­ständigt, daß ein Schreiben des Konsistoriums aus Münster eingelaufen ist. Ein Mann, der seinen Na­men nicht genannt hat, habe sich bei der Behörde be­schwert, daß auch nach Rahlenbecks Vorladung durch den Bürgermeister die Privatversammlungen im Schusterhaus fortgesetzt würden. Das Konsisto­rium halte nicht viel von solchen namenlosen An­gebern; es beauftrage jedoch den Pastor von

Herdecke, einmal nach der Sache zu sehen und dar­über zu berichten.

Der Pastor fährt fort: „Und ich selber, Rahlen­beck, gebe noch weniger auf diese dumme Anzeige als die Herren in Münster, obwohl ich mir denken kann, wer der Feigling ist. Ich freue mich vielmehr über die Versammlungen in Eurem Hause und habe viel Gutes darüber berichten hören. Unsere Unter­redung im Sommer ist mir bis heute nachgegangen, besonders der eine Satz, daß Ihr im Herrn Jesus ein so glückliches Menschenkind seid." Der sonst so ge­wandte Redner beginnt zu stocken: „Und ich bin . . . doch nicht . . . glücklich in meinem Glauben. . . Ich möchte es . . . aber auch werden."

Der Pastor schweigt. Rahlenbeck schweigt auch. Er ist ja schon manchen Menschen Seelsorger gewor­den, er hat schon vielen geholfen, daß sie den Weg zu Jesus fanden. Aber das ist hier doch ein besonde­rer Fall. Ein beamteter Pastor, der andern den Weg des Lebens zeigen soll, sagt, daß er selber noch gar nicht auf diesem Wege ist. Was soll da ein schlich­ter Schuhmacher sagen und raten!

Schütte hebt wieder an: „Was ist da eigentlich für ein Unterschied zwischen Euch und Euern Freun­den und mir? Ich spüre, daß er da ist, daß Ihr mehr habt als ich. Aber was Ihr mir voraushabt, kann ich nicht recht in Worte fassen. Ich predige den Herrn Jesus doch auch wie Ihr. Ich habe mir sogar ein Bild eines berühmten italienischen Malers von ihm über den Schreibtisch gehängt."

Jetzt bricht Rahlenbeck das Schweigen und sagt: „Ja, ja, Herr Pastor, an der Wand ist Jesus geduldig und ruhig, aber was gibt das für einen Spektakel, wenn er ins Herz kommt!" Der Pastor erkennt ehr­lich, daß hier in der Tat der entscheidende Unter­schied ausgesprochen und sein eigener innerster Mangel aufgedeckt wird. Die beiden Männer sind an jenem Abend noch lange zusammengesessen; am Schluß hat Rahlenbeck bescheiden gefragt, ob sie nicht zusammen beten sollten. Schütte ist gern darauf eingegangen, und der Pastor hat mit seinem Gemeindeglied die Knie gebeugt. In Bitte und Dank haben sich die beiden zu Gott gewandt, und der Herr Jesus begann in jener Stunde Wohnung im Herzen des Pastors Schütte zu nehmen und hat ihn fortan immer näher zu sich gezogen.

Das Neue in Schüttes Leben geschah nicht in einer plötzlichen, stürmischen Bekehrung. Aber sein Leben gehörte von dem Abend an seinem Herrn Christus. Er mußte in der Folgezeit noch allerlei von eigener Weisheit preisgeben, bis er immer mehr in das persönliche heilsfrohe Wissen hineinwuchs: „Jesus ist mein, und ich bin sein!"

Schütte war ein guter und gründlicher Theologe, aber er war noch nie der elende Sünder gewesen, der bettelarm zum Heiland kommen und sich wie jeder andere nur auf das Verdienst des gekreuzig­ten Heilandes werfen mußte. Das geschah aber jetzt. Es gab einen völligen Wandel in Schüttes Jesusbild. Bisher hatte er in Jesus meist das sittliche Vorbild gesehen, hinter dem er arg stümperhaft herhum­pelte. Jetzt lernte er ihn aber als das Lamm Gottes umfassen, das seine Sünden trug. Kein Wunder, daß solche neuen Erfahrungen und Erkenntnisse die Hörer seiner Predigten bald aufhorchen ließen: „Un­ser Pastor predigt jetzt anders."

Eine Herzensfreundschaft hat von jenem Abend an Henrich Rahlenbeck und Friedrich Schütte ver­bunden. Der so verschiedene Grad ihrer Bildung war dabei kein Hindernis. Der Mangel an theologischen Kenntnissen war bei Rahlenbeck reichlich ersetzt durch die Weisheit des Heiligen Geistes, die in ihm war. Darum hat der Pastor auf den „Fienenpastor" stets brüderlich gehört. Und andererseits hat Hen- rieh die Theologie seines Pastors wahrlich nicht ver­achtet, sondern es mit Freuden gesehen und aner­kannt, wie wertvoll eine gründliche theologische Bildung ist, wenn sie einem demütigen und bevoll­mächtigten Zeugen Jesu hilft, das Wort Gottes recht zu verstehen und auszulegen.

Die beiden Männer sind einander zum Segen ge­worden. Des Pastors ruhige und innerlich vornehme Art hat mildernd eingewirkt auf das allzu stür­mische Temperament seines Freundes, der beim „Seelengewinnen“ schon einmal in fleischlichen Eifer verfallen konnte. Schütte hat fortan über die „Stun­denleute“ immer tapfer seine Hand gehalten. In einem Brief an das Konsistorium verteidigte er das Recht der Privatversammlungen und stellte dem Rahlenbeckschen Kreis das beste Zeugnis aus. Da bewege sich alles auf einem gesunden biblischen Bo­den. Wenn man dort mit der Forderung der klaren Bekehrung es so ernst nehme, dann sei das gut bib­lisch; offenbar sei dieser Klang in der Verkündigung der offiziellen Kirche doch weithin zu kurz gekom­men, bei ihm selber auch. Er habe wohl rechtgläubig und bekenntnismäßig gepredigt, das klare Evange­lium vom Sünderheiland sei aber nicht deutlich ge­nug herausgekommen. Von dem Rahlenbeckschen Kreis erwarte er noch viel Segen für die Gemeinde.

So wie der Pastor fortan die Hausversammlungen von Herzen bejahte, so hielten sich die „Stunden­leute" auch willig zu den Gemeindebibelstunden, die Schütte bald danach einrichtete. Diese Neurege­lung hatten die beiden Männer vorher vertrauens­voll miteinander besprochen. Sie erwies sich schon darum als notwendig, weil die enge Schusterwoh­nung allmählich zu klein werden wollte für die wachsende Schar der Besucher. Die alte „Stunde" am Donnerstagabend wurde zwar weiterhin beibehal­ten, man sammelte sich aber jetzt außer der kirch- liehen Bibelstunde mehr hin und her in den Häusern in kleineren Kreisen zur Bibelbesprechung und zur Gebetsgemeinschaft. Die Kirchengemeinde Herdecke hat viel Freude, Frucht und Segen davon gehabt, daß ihr beamteter Pastor ein Bruder unter Brüdern wur­de, und daß zwischen ihm und dem „Fienenpastor“ und seinen Freunden allezeit das denkbar beste und vertrauensvollste Verhältnis bestand.

Der „Fienenpastor"

wird noch andern Theologen zum Segen

Weil wir gerade davon erzählt haben, welch ent­scheidend wichtigen Dienst Rahlenbeck dem Her­decker Pastor Schütte getan hat, soll gleich hinzu­gefügt werden: Das ist nicht der einzige Fall ge­wesen und geblieben, wo der ungelehrte Schuh­macher einem Theologen zum Segen wurde. Mit den Jahren bürgerte es sich hin und her im Lande ein, von Rahlenbeck als dem „Fienenpastor" zu reden.

„Die Fienen" (Die Feinen) ist ein im Westen Deutschlands auch heute noch nicht ausgestorbener Spottname für die, die mit Ernst Christen sein wol­len. Da nun Rahlenbeck so ganz diesen Kreisen zu­gehörte und in ihnen das Wort austeilte, aber auch an manchen andern Orten den Mund auftat zu einem fröhlichen Zeugnis für seinen Heiland, wußten die Leute für ihn keinen besseren Titel als eben „Fienenpastor". Das meinten manche spöttisch; seine Freunde aber machten aus dem Hohn eine Ehre.

Der „Fienenpastor" hat mit seinen „Kollegen" von der akademisch-theologischen Zunft manche Begeg­nung gehabt. Mit einigen verband ihn treue Freund­schaft. Er achtete das Amt hoch, wenn es treu, zur Ehre des Herrn und zum Heil der Seelen von einem lebendigen Zeugen verwaltet wurde. Wo ihm aber übertriebenes Amtsbewußtsein begegnete, wehrte er sich wacker seiner Haut. Die biblische Wahrheit vom „allgemeinen Priestertum der Gläubigen" ließ er sich nicht nehmen. Wie konnte das Zeugnis von Jesus nur Vorrecht eines einzelnen Standes sein? Einmal geriet Rahlenbeck mit einem geistlichen Herrn in eine lebhafte Auseinandersetzung, weil der die Autorität seines Amtes allzu stark herauskehrte und den Dienst der Laien verächtlich machte. Da zeigte der „Fienenpastor" auf das Bäffchen, das als ein Stück der geistlichen Würde seinen Gesprächs­partner zierte, und erlaubte sich in seinem Dialekt, den er immer sprach, die massive Frage: „Bell di nix op den Talar in, bu süht et drunner uut?" (Bilde dir nichts auf deinen Talar ein; wie sieht es drunter aus?) Diese Frage hat den Pastor nicht mehr losge­lassen und ist ihm zum bleibenden Segen gewor­den.

Einem Pastor aus der Nachbarschaft hat Rahlen­beck einen ähnlichen Dienst getan wie dem lieben Pastor Schütte. Der hatte bei seiner Einführung eine Predigt im Stil des krassen Vernunftglaubens gehal­ten, die Rahlenbeck mit Seufzen angehört hatte. Einige Tage später treffen sich die beiden Männer unterwegs und sind bald in einer lebhaften Unter­haltung über die Predigt begriffen. Dabei hütet sich Rahlenbeck vor hochmütiger und liebloser Kritik, macht aber keinen Hehl daraus, daß da Steine statt Brot geboten worden seien.

Allen Einwänden des jungen Pfarrers begegnet der „Fienenpastor" ehrerbietig und bibelfest. Er malt ihm das Bild des Heilandes vor die Augen, wie er in einer rechten Predigt den Leuten bezeugt und angeboten werden müsse. Auf dem Studierzimmer geht die Unterredung weiter. Dem jungen Mann geht eine neue Welt auf. Beim Abschiednehmen betet Rahlenbeck in seiner gewohnten kräftigen und kindlichen Weise. Der Pfarrer kann nur erstaunt feststellen: „Rahlenbeck, Ihr betet ja gerade, als ob der Herr Jesus selber im Zimmer wäre. So kann ich noch nicht beten!" Er rafft sich auf Rahlenbecks Er­munterung dann auch zu einem Gebetsseufzer auf: „Herr Jesus, ich möchte gern dein Schäflein sein und ein rechter Hirte meiner Gemeinde werden."

Er ist es dann auch geworden und hat sich dem „Fienenpastor" in vertrauensvoller Freundschaft angeschlossen. Seine Gemeinde horchte bei dem veränderten Ton, der in seinen Predigten aufklang, genau so erstaunt auf wie die Herdecker, als Pastor Schütte mit „neuen Zungen" das Evangelium zu verkündigen begann. Etliche Kirchenvorsteher machten mißvergnügte Gesichter. Die einzige „Un­ruhe", die sie bisher in den Gottesdiensten gekannt hatten, war das Einsammeln der Kollekte. Wenn das geschehen war, hatten sie sich bei den Predigten des vorigen Pfarrers immer ganz gemütlich in ihrer Bank zurechtgesetzt und erbaut-gerührt eine durch­aus rechtgläubige, aber völlig saft- und kraftlose Predigt über sich ergehen lassen. Das wurde jetzt anders. Die Predigten des jungen Pfarrers griffen scharf Herz und Gewissen an.

Im Lande hin und her erzählten sich die Leute: „Der Schuster Rahlenbeck hat den jungen Pastor bekehrt. Er hat ihm die Hölle mächtig heiß gemacht, und da hat der sich bei seinen vielen Jugend­streichen und Studentensünden nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß er mit fliegenden Fahnen zu den Fienen übergelaufen ist." Rahlenbeck konnte über solch törichtes Geschwätz nur lächeln. Dankbar pries er den Gott, der allein Herzen bekehren kann, und der auch an diesem jungen Theologen sein wunderbares Werk getan hatte.

Der „Fienenpastor" konnte seinen theologischen Bekannten allerlei sagen, und die zum Herrn Jesus recht standen, nahmen es ihm nicht übel. Einen er-

innerte er einmal daran, wie gefährlich man doch die Leute einschläfere, wenn man vom Abendmahl so rede, als ob sein Empfang jedermann die Sünden­vergebung verschaffe. Wie könne man sich leichtfer­tig — z. B. bei den Massenabendmahlsfeiern in der Passions- und Konfirmationszeit, wo es am Abend­mahlstisch von Lästerern und Ehebrechern geradezu wimmele, die ja gar nicht daran dächten, ihr Leben zu ändern — mit dem Abendmahlsgang beruhigen, während doch der wahre Trost der Vergebung nur denen gehöre, die als bußfertige Sünder im Glauben den Heiland am Kreuz umklammern. Dabei ließ Rahlenbeck dem Abendmahl durchaus seine wichtige Bedeutung für die Gläubigen: es sei ein Mahl des

Dankes, der Freude, der heilskräftigen Erinnerung an den Tod des Herrn; die Glaubenden empfingen darin neue Lebenskräfte zum heiligen Wandel in der Kraft Jesu Christi.

Bei einer Kindtaufe hat Rahlenbeck einen spöttisch veranlagten Theologen einmal ganz prachtvoll abge­blitzt. Das war auch ein vernunftgläubiger Herr, der schon mancherlei von dem „verrückten Schuh­macher" von Herdecke gehört hatte und nun erfreut war, diesen „seltsamen Heiligen" aus der Nähe ken- nenzulemen. Wenig fein stichelte er: „Rahlenbeck, ich habe gehört, Ihr verstündet Euch aufs Predigen wie ein richtiger Pastor. Wollt Ihr uns nicht mal eine Probe Eurer Kunst geben? Wir sind alle mächtig ge­spannt."

Rahlenbeck schwieg. Der Pastor hänselte weiter: „Ihr braucht Euch doch nicht zu genieren. Denkt doch, Ihr wäret in der Stunde und hättet Eure prü­der' und .Schwestern' vor Euch, dann muß es doch fließen!" Nun, wenn der Spötter denn durchaus eine Rede haben wollte, dann sollte er sie auch bekom­men. Sie fiel kurz aus, erregte bei den Hörern heim­liches Schmunzeln und trieb den Pastor schon nach kurzer Zeit zum Aufbruch. Sie lautete:

„Gottes Barmherzigkeit, des Pastors Begehrlichkeit dauert in Ewigkeit."

Zum besseren Verständnis dieses Reimes muß hin­zugefügt werden, daß von allen Gästen an der Kaffeetafel unser geistlicher Herr sich am begie­rigsten über die Kuchenschüsseln hergemacht hatte.

Abgeschlossen sei dieses Kapitel über die Be­ziehungen des „Fienenpastors" zu den akademischen Theologen mit dem schönen Zeugnis, das der be­kannte frühere Greifswalder Professor Hermann C r e m e r , der zuerst ein Jahrzehnt in Westfalen Pfarrer gewesen war, und den verwandtschaftliche Beziehungen mit Herdecke verbanden, über Rahlen­beck abgegeben hat: er habe von ihm tiefe, innere Segnungen empfangen. Ueberhaupt verdanke er die eigentlichen Grundlagen seiner Theologie nicht den gelehrten Professoren auf den Universitäten, son­dern dem Umgang mit Männern, wie der „Fienen- pastor von Herdecke" einer gewesen sei. Die hätten ihm die rechte Theologie des Kreuzes beigebracht.

Pfeile aus einem wohlgefüllten Köcher

Der bisherige Bericht hat schon gezeigt, daß unser „Fienenpastor“ nicht auf den Mund gefallen war, sondern in der rechten Stunde das rechte Wort hatte. Das verdankte er zum Teil einer natürlichen Begabung und Schlagfertigkeit; das war aber vor allen Dingen Wirkung und Weisung des Heiligen Geistes, der den Zeugen Jesu verheißen ist. Rahlen­beck war ein unermüdlicher Zeuge. Nichts war ihm so wichtig, als daß er die Leute hinwies auf das eine, das not ist. Als er jünger war, konnte er durch eine zu stürmische und drängerische Art gelegentlich Unheil anrichten, später wurde er maßvoller und geistlicher, und seine Worte an mancherlei Leute wurden immer mehr zu Pfeilen, die zur rechten Stunde aus einem wohlgefüllten Köcher auf die Her­zen und Gewissen abgeschossen wurden.

Für Trauernde hatte Henrich Rahlenbeck immer ein gutes Wort. Er hatte selber Leid zu tragen; denn in den Jahren 1821 und 1822 wurden ihm 2 Kinder durch den Tod genommen. Einmal wollte sein Zu­spruch bei einem Vater, der das einzige Töchterchen verloren hatte, gar nicht haften. Da legte er den Arm um die Schultern des Trauernden und sagte: „Der Herr Jesus hat Euch besucht; seht zu, daß Ihr ihn behaltet!" Das Wort packte den Mann und wur­de ihm zur Hilfe.

Der so getröstete Vater nahm den „Fienenpastor" mit ins Trauerhaus. Dort sollte er es auch seiner Frau und den anderen Trauergästen sagen, daß im Leid Jesus die Leute besucht und sie näher zu sich ziehen will. Natürlich nahm Rahlenbeck die Ge­legenheit wahr. Er trat in ein übervolles Haus, wo die Frauen munter dem Kaffee zusprachen und im hinteren Zimmer unter etlichen Männern die Schnapsflasche die Runde machte. Welch eine herr­liche Gelegenheit zur Evangelisation vor diesen zum großen Teil unbekehrten Menschen! Mit großer Vollmacht rief der „Fienenpastor" seine immer schweigsamer und nachdenklicher werdenden Zu­hörer vom bösen Weg auf die Straße des Lebens mit Jesus, die in die ewige Herrlichkeit einmündet.

Seine Pfeile saßen. Ein Fuhrmann ließ sich ver­nehmen: „Ich habe den Rahlenbeck immer für halb verrückt gehalten. Jetzt muß ich sagen, der Mann macht mir Eindruck, in dessen Haut möchte ich auch stecken. Wenn alle Christen so wären wie der, dann wollte ich auch fromm werden!“

Auch auf der Straße war Henrich Rahlenbeck im­mer im Dienst. Oft sah man ihn mit einem Begleiter, den er untergehakt hatte, daherkommen. Mit dem sprach er nicht nur vom Wetter. Die Leute sagten: „Der Fienenpastor kann das Bohren nicht lassen!“ Auch bei Reichen und Angesehenen hatte er keine Hemmungen. Ein reicher Protz, dessen Geldsäcke sich weniger durch ehrlicher Hände Arbeit als durch allerlei undurchsichtige Geschäfte und Spekulatio­nen mit Bergwerksaktien, „Kuxen" genannt, gefüllt hatten, brüstete sich eines Tages mit seinem windi­gen Besitz vor dem „Fienenpastor":

„Ich habe es, lieber Rahlenbeck, im Leben doch weiter gebracht als Ihr mit all Eurer Frömmigkeit!" Darauf die trockene Antwort des Angeredeten: „Ja, ich bin ein armer Schlucker und werde es in diesem Leben wohl auch bleiben. Owwer diene Kuxen send auk kenne Intriettskarte für den Himmel; doa wätt kenne Diwwedenden mä utgedeilt!" (Aber Deine Kuxen sind auch keine Eintrittskarte für den Him­mel. Dort werden keine Dividenden mehr ausge­teilt!)

Nicht nur, wenn es zum Heiland zu locken galt, hatte Rahlenbecks Köcher gutgespitzte Pfeile. Auch wenn Gläubige zur rechten Heiligung angespornt oder verstiegene Heilige mit ihren wunderlichen Ansichten zurückgewiesen werden mußten, fehlte dem „Fienenpastor" nicht das rechte Wort. Wenn sich Menschen im Richten und Verdammen anderer ergingen, dann fuhr er dazwischen: „Pack di selwers anne Nase! De Deuwel kürt ut di, du Finnenkieker!“ (Faß an deine eigene Nase! Der Teufel spricht aus dir, du hochmütiger Mensch!) Rahlenbeck wollte wahrhaftig nicht Sünde überkleistern und beschöni­gen, aber dem Richtgeist war er feind. Immer mahn­te er, die Menschen nicht nur nach diesem und jenem ihrer Worte oder dieser und jener vereinzelten

Handlung zu beurteilen — das ergäbe oft ein einsei­tiges Bild —, sondern nach der Grundgesinnung des Herzens zu fragen.

Mit den hohen Heiligen, die sich am liebsten schon im Licht ihrer Sündlosigkeit sonnen möchten, stand der „Fienenpastor" auf Kriegsfuß. Da wollte ihm doch einer weismachen, daß beim Wachsen in der Heiligung am Ende die Bitte um die tägliche Vergebung der Sünden überflüssig werde. Rahlen­beck begehrte auf und erzählte eine Geschichte aus seinem eigenen Leben, um zu zeigen, wie tief der Hang zur Sünde im Menschen wurzele, und wie er auch dem Bekehrten noch arg zu schaffen machen könne:

„Ich bin vor meiner Bekehrung zu jedem Tanzver­gnügen gelaufen, und die Musik tat es mir immer an. Als ich später einmal eine Musikkapelle ihre schneidigen Weisen spielen hörte, da setzten sich doch wahrhaftig meine Füße in schwingende, tan­zende Bewegung. Da war die Erinnerung an die alte Lust ausgerechnet in meinen Beinen aufgewacht, und ich habe gebetet: Herr Jesus, vergib mir meine sündhaften Beine, die Sünde steckt in mir noch drin!"

Der Heiligungsfanatiker tat dieses demütige Be­kenntnis eines alten Gottesmannes von oben herun­ter mit der Bemerkung ab, er habe mit derartigen Versuchungen nichts mehr zu tun. Dann rückte er auch noch mit der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge heraus und schloß sogar den Teufel in das Seligwerden ein. Rahlenbeck brach das unfrucht­bare Gespräch ab, griff aber noch einmal in seinen Köcher und schoß einen letzten, zur Besinnung mah­nenden Pfeil auf den frommen Schwätzer ab: „Sieh

zu, daß Gott dich schon in diesem Leben wieder­bringt, es könnte sonst zu spät sein!"

3 Rahlenbeck

33

Lieblich und hilfreich war Rahlenbecks Rede, wenn er ängstliche und angefochtene Leute vor sich hatte. Da breitet ihm eines Tages der Peter Kaspar Else­born allerlei Zweifel aus und sagt: „Was soll ich an­fangen, Henrich? Meine Sünden erdrücken mich." Der erfahrene Seelsorger hat bald herausgebracht, daß sein Besucher ein wirkliches Eigentum Jesu ist, daß ihm aber der Teufel mit seinem Dreinreden und Verklagen die Zuversicht des Heils verdunkelt. Hier kann nur so geholfen werden, daß das Wort Gottes mit seinen großen Verheißungen und nicht mensch­liche Ueberredungskunst das geängstete Gewissen stillt.

Darum läßt der „Fienenpastor" ganz schlichte Worte aus dem Alten und aus dem Neuen Testa­ment zu dem Angefochtenen sprechen: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Scharlach, so soll sie doch wie Wolle werden.“ Besondere Tröstung bringt dem Kaspar die Stelle aus Röm. 6, 6—11, zumal Rahlenbeck sie mit einer prachtvollen Erzählung anschaulich macht.

Dort heißt es ja: „Wer gestorben ist, der ist ge­rechtfertigt von der Sünde. . . Also auch ihr, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserem Herrn!" Den ge­samten Inhalt der Verse bringt Rahlenbeck auf die einfache Formel: „Was tot ist, das ist tot und soll tot bleiben." Diese Wahrheit verdeutlicht er an einer sonderbaren Geschichte, die im Wittgensteiner Land geschehen sein soll:

Ein gottloser Mann ist gestorben, und niemand hat Lust, an seinem Sarg die sonst übliche Totenwache zu übernehmen. Schließlich bringt ein altes Weiblein die Rede auf den Schuster Allefeld, den könne man vielleicht dazu bewegen. Die Frau macht sich selber auf den Weg, erzählt von dem Leben, Treiben und

Sterben des Spötters und bittet Allefeld dringend, sich doch zur nächtlichen Totenwache bereit zu fin­den. Der weist auf den Berg Stiefel, die der Repara­tur harren. Die Alte weiß Rat: „Eure Stiefel nehmt ihr mit. Den Toten stört’s nicht, wenn ihr an seinem Sarge hämmert."

Der Schuster packt sein Schuhwerk samt dem Ar­beitszeug in den Sack, geht ins Trauerhaus, setzt sich an den Sarg und schafft unverdrossen, während die beiden Kerzen die düstere Kammer notdürftig erhellen. Als es Mitternacht schlägt, hält er kurz inne und schaut auf. Halt, was ist das? Hebt sich nicht das Leichentuch, regt sich nicht der Tote? Schon ist der Schuster mit hocherhobenem Hammer am Sarg, reißt das Leichentuch in die Höhe und schlägt auf die kalt und steif daliegende Leiche mit den Worten ein: „Bleib liegen! Was tot ist, das ist tot und soll tot bleiben!“ Mit Spuk hat das Ganze aller­dings nichts zu tun gehabt. Es hat sich wohl bloß beim Luftzug, der durch das halbgeöffnete Fenster drang, das Tuch über dem Toten etwas bewegt. Hin­terher hat der Schuster munter weitergehämmert bis zum Morgengrauen. Im Dorf aber machten bald allerlei gruselige Geschichten über Schuster Alle­felds Totenwache die Runde.

„Sieh, Peter Kaspar", legt nun Rahlenbeck dar, „es geht um dieses: Was tot ist, das ist tot und soll auch tot bleiben. Dich plagt deine Sünde. Aber was hast du mit der eigentlich noch zu schaffen? Die hat doch dein Heiland auf Golgatha getragen, ja mehr, die ist mit ihm ans Kreuz geheftet. Du kannst ja gar nicht mehr mit ihr liebäugeln, du mußt sie ja mit deinem Haß verfolgen. Das Kreuz Jesu hat die Sün­de und dich doch gründlich auseinandergebracht. Die Liebe Jesu hat uns überwunden; wie gehören wir denn noch unter die Herrschaft der Sünde? Ja, ich darf zu sagen wagen: Sünde, ich bin tot für dich!

Die Sünde selber ist noch nicht tot. Aber wenn sie in Stunden der Versuchung sich mir naht, dann weiß ich, daß sie das Recht an mir verloren hat. Sie darf mich nicht mehr verklagen. Ich bin ja im Blut Jesu von allen Sünden freigesprochen. Laß dir doch nicht mehr von dem, den die Schrift als den Lügner von Anfang an, als den Verkläger der Brüder entlarvt, vergangene und in der Vergebung Jesu weggenom­mene Sünde Vorhalten! Und zur gegenwärtigen Sün­de, wenn sie dich versuchen will, sage getrost: Du Stolz, du Neid, du Geiz, für euch hing ja mein Herr am Kreuz! Christus ist für die Sünde gestorben, und wir sind mit Christus der Sünde abgestorben. Und nun soll auch tot bleiben, was tot ist!“

Jetzt war dem Peter Kaspar aber wirklich gehol­fen. Ganz fröhlich ging er weg. Er wußte: Der Ver­kläger darf mich nicht wegen meiner Sünden verkla­gen. Christus starb ja auch für mich. Henrichs Worte waren gutgezielte Pfeile aus dem vollen Köcher bib­lischer Erkenntnis gewesen, Pfeile, die ins Gewissen gedrungen waren, aber nicht, um es zu verwunden, sondern um es zu heilen. Wir sehen deutlich, was für ein guter Theologe der „Fienenpastor" gewesen ist, wie er die Theologie des Kreuzes — und das ist doch wohl die beste — so zu treiben wußte, daß Menschen Frieden fanden. Unermüdlich schärfte es Rahlenbeck ein: Ja, im Blut Jesu gibt es eine volle, wahre Vergebung. Nun wollen wir uns aber auch der Sünde gestorben halten und den alten Menschen dort lassen, wo er hingehört, am Kreuz, und in der Kraft Christi in einem neuen Leben zu wandeln an­fangen.

Mission auch unter Juden und Heiden

Wie fröhlich und gesegnet der „Fienenpastor" un­ter Christen und Namenchristen sein Arbeitsfeld hatte, das haben wir gesehen. Davon wäre noch manche schöne Geschichte zu erzählen, es wäre noch von mancher Frucht zu berichten. Er wird einst am Thron Gottes in der Ewigkeit die Hände voller Gar­ben haben, der Schuhmachermeister Henrich Rah­lenbeck aus Herdecke. Menschen werden auf ihn weisen und dankbar sagen: „Du bist uns zum Segen geworden. Durch dich sind wir auf den Weg des Le­bens gekommen."

Auch Juden hat Rahlenbeck das Zeugnis vom Mes­sias Jesus nicht verschwiegen. Da kam gelegentlich der Handelsmann Abraham Dielenberg aus Brecker- feld mit seiner Kiepe, die eine reiche Warenauswahl barg, auch durch Herdecke. Die Gassenjungen hatten ihren Spott mit ihm. Einmal scheuchte der „Fienen- pastor" die unbarmherzigen Spötter gerade vor sei­nem Hause davon und nahm den Juden mit in seine Wohnung. Der konnte nur staunen, wie lieb dieser Christenmensch mit ihm umging. Das war ihm noch nie widerfahren. Er mußte erst einmal seinen Heiß­hunger stillen und bekam dann die Botschaft zu hören:

Der Messias, auf den das Volk Israel wartet, ist schon gekommen. Es ist der Herr Jesus, im Unver­stand von Abraham Dielenbergs Vätern ans Kreuz genagelt, aber auferstanden in der Kraft Gottes und allen Heil und Frieden bringend, die an ihn glauben!

Zum Abendessen und zur Uebemachtung wird der Jude auch eingeladen. Die beiden Männer sitzen nach der Abendmahlzeit noch lange beieinander, jeder hat eine aufgeschlagene Bibel vor sich liegen, und der bibelkundige „Fienenpastor" führt seinen Besucher in den Reichtum der Schriftverheißungen für Israel ein. Höhepunkt seiner Darlegungen ist das Zeugnis vom leidenden Gottesknecht nach Je­saja 53, der alttestamentlichen Kernstelle für das Kreuz Christi.

Mandier Jude hat in dieser Art im Schusterhaus

in Herdecke wahre Christenliebe kennengelernt und ein herzandringendes, werbendes Zeugnis vom Mes­sias Jesus gehört.

Nun muß noch von den Heiden geredet werden. Ja, hat denn bis zu denen hin der „Fienenpastor" seinen Zeugendienst ausgedehnt? Nein, er selber hatte daheim reichlich Arbeit, aber die Heidenmis­sion hatte in seinem Herzen einen warmen Platz, zumal von dem Tage an, an dem einer seiner frühe­ren Gesellen, Johann Gottlieb Leipoldt, als Bote Jesu nach Afrika hinauszog. Mit diesem jungen Mann hatte es eine eigenartige Bewandtnis. Er sprach eines Tages als wandernder Handwerks­bursche im Herdecker Schusterhaus vor. Zu arbeiten gab es dort ja immer; so wurde er gebeten, dazu­bleiben, zumal er einen so treuherzigen und ehr­lichen Eindruck machte.

Zwei Tage bleibt er auch. Dann steht er reisefer­tig vor dem Meister. Der ist ganz erstaunt und will wissen, warum es ihn denn schon wieder fortzieht. Erst drückt sich Leipoldt um eine klare Antwort herum, schließlich gesteht er: „Meister, ich — kann — das — Beten — in Eurem — Hause — nicht — mehr — aushalten!“ Gleich merkt Rahlenbeck, hier hat Gott ein Werk an einem jungen Mann begon­nen; den darfst du jetzt auf keinen Fall weglassen. Es gelingt ihm, Leipoldt zum Bleiben zu bewegen: Acht Tage solle er es noch im Hause versuchen. Wenn es nach deren Ablauf ihm immer noch nicht gefiele, dann würde ihn niemand mehr am Weiter­wandern hindern.

Rahlenbeck betet jetzt noch inniger und dringen­der, sowohl im Kämmerlein wie auch bei der ge­meinsamen Hausandacht, und der Geselle merkt, daß er hier in ein Haus wahrhaftiger Christen ge­raten ist. Er kann sich dieser Luft einer echten und das ganze Leben bestimmenden Frömmigkeit nicht lange entziehen; nach einer Abendversammlung im Hause schlägt Gottes Gnadenstunde für ihn, und aus dem unsteten Wandergesellen wird ein zielklarer Pilger zur ewigen Heimat.

Einige Jahre bleibt er noch im Rahlenbeckschen Hause, dann kommt ein Freudentag für den „Fie- nenpastor": Sein Geselle will sich noch einmal im neugegründeten Barmer Missionshaus 4 Jahre auf die Schulbank setzen und sich zum Missionar aus­bilden lassen. Später geht er als Bote Jesu nach Afrika. Seine Briefe und Berichte von dort bilden in Zukunft immer einen Höhepunkt der Zusammen­künfte des Herdecker Geschwisterkreises. Wie steht das Gebet und das Opfer dieser schlichten Menschen hinter der Mission!

Es ist noch ein zweiter Missionar namens Jo­hann Georg Schröder aus dem Rahlenbeck­schen Hause in den Dienst des Königs Jesu hinaus­gezogen. Auch er war Schustergeselle und hatte in Herdecke den Heiland gefunden.

Die Missionsliebe fand kräftige Nahrung durch die Missionsfeste in Elberfeld, an denen auch immer ein Trupp Herdecker Männer teilnahm. Sie hatten dabei insgesamt 10—12 Wegstunden für die Hin- und Rückreise unter die Füße zu nehmen. Das bequeme Geschlecht von heute, das in Autos fährt und auf Motorrädern rattert, kann sich das kaum noch vor­stellen, welche Opfer an Zeit, welche Mühen langer Wanderungen die nach dem Lebensbrot des Wortes Gottes und nach der Gemeinschaft der Jünger Jesu hungernden Gläubigen damals auf sich nahmen.

Das Elberfelder Missionsfest im Juli war in jenen Jahren, in denen ein geistlicher Frühling durchs Wuppertal zog, für viele von fern und nah, für jung und alt ein großer Anziehungspunkt. Die Herdecker Besucher mußten schon in der Nacht vom Samstag auf Sonntag aufbrechen. Unterwegs sangen sie ihre Lieder. Traurig stimmte es sie, wenn sie die vielen kleinen Schmieden zu beiden Seiten der Landstraße erblickten, in denen auch am Sonntagmorgen die Hämmer klangen. Schon im frühen Morgengrauen waren die Schmiede und ihre Gesellen an der Arbeit. Arbeitsruhe am Sonntagvormittag war damals noch weithin unbekannt.

Wenn die Männer aus Herdecke ihre Lieder er­schallen ließen, machten die Schmiede verwunderte Augen, und manch einer dachte oder sagte es auch: „Was für verrückte Kerle! Singen die am frühen Morgen so fromme Lieder!“ Auf der Landstraße Lie­der zur Ehre Gottes oder gar die frischen Jesuslie­der singen zu hören, das war damals für viele Leute noch eine unerhörte Sache, die sie vor die Tür lockte und sie den Kopf schütteln ließ. Rahlenbeck redete dann diesem und jenem der Arbeitswütigen ins Ge­wissen und erlebte auch gelegentlich die Freude, daß seine Mahnung fruchtete und eine Werkstatt abgeschlossen wurde.

Eine Morgenandacht mit anschließender Gebetsge­meinschaft fehlte in einer kurzen Rastpause nicht. Und dann war man endlich in Elberfeld. Was müs­sen das für selige Zeiten damals gewesen sein, von denen ein nicht unkritischer Kenner der Wupper­taler Verhältnisse schreiben konnte: „Die Gottes­häuser faßten die herzudrängenden Hörermassen nicht mehr. Wochengottesdienste wurden nicht min­der stark besucht wie die sonntäglichen. Der Er­weckungen zum neuen Leben war in allen Gemein­den kein Ende. Das religiöse Interesse verschlang bei Tausenden jedes andere. Die gesellige Unter­haltung drehte sich meist um kirchliche Vorgänge oder um Wahrheiten der Heiligen Schrift. Eine er­wartungsvolle Heiterkeit bildete den Grundton in der Stimmung aller Gläubigen, und ein lebhaftes

Bedürfnis nach Herzensergießung und Gedanken­austausch führte die Erweckten täglich nach getaner Arbeit zu unzähligen trauten Bruderkreisen zusam­men."

So sah es um das Jahr 1823 im Wuppertal aus. In Elberfeld fanden die Herdecker Missionsfestpilger einen reichgedeckten Tisch des Wortes Gottes vor. Im Festgottesdienst stieß wohl einer den anderen an und flüsterte: „Junge, hier ist was zu holen!“ Am Nachmittag war es nicht anders. Neben den Mis­sionsberichten kam die evangelistisdie Verkündi­gung zu ihrem Recht. Die Gastfreundschaft und die Bruderliebe feierten Triumphe. Rahlenbeck war im­mer im Pfarrhaus Rauschenbusch zu Gast und schloß dort mit manchen lieben Gotteskindern, darunter auch Pastoren, Herzensfreundschaft.

In der Nacht zum Montag, nachdem man noch recht lange brüderlichen Austausch bei den Gastgebern gepflegt hatte, wurde der Heimweg angetreten. Es erlaubte sich nämlich niemand von den Herdecker Männern einen „blauen Montag“. Am Montagmor­gen saß Henrich Rahlenbeck vielmehr wieder auf seinem Schusterschemel, und alle anderen waren auch wieder bei ihrer Hantierung. Nein, es sollte keiner sagen, daß sich die Frommen auf die faule Haut legten! In der nächsten Donnerstagabend­stunde war dann „Brockensammlung", und aus den Berichten der verschiedenen Teilnehmer fiel für die Daheimgebliebenen noch mancher Segen ab. Rah­lenbeck ging wie immer das Herz und der Mund über, wenn er die herrliche Gemeinschaft rühmte, die in Jesus die Leute verbindet. Dann sagte er wohl: „Das macht der Karfreitagsmann. Es ist ein Verband, und Er ist der erste in unserem Verband.“

Kampf gegen den Alkoholteufel

Der Missionsgedanke hatte im Rahlenbeckschen Kreis kräftig Wurzel geschlagen. Eine andere wich­tige Reichgottesarbeit wurde auch bald angepackt: die Trinkerrettung. Von einem „BlauenKreuz" wuß­te damals noch niemand etwas, aber in Herdecke und an manchen anderen Orten waren treue Christen an der Arbeit, dem damals gefährlich wü­tenden Alkoholteufel Beute zu entreißen. In Herdecke stand es mit dem Alkoholmißbrauch sehr schlimm; die auf dem Rathaus geführte Liste der Ge­wohnheitstrinker wurde immer länger.

Ein großes Erschrecken ging durch den Ort, als die Frau eines Trinkers meinte, ihr Elend nicht länger ertragen zu können, und sich mit ihren beiden Kin­dern in die Ruhr stürzte. Glücklicherweise konnten alle drei gerettet werden. Das aufregende Geschehen blieb noch lange im Städtchen Gesprächsstoff. Im Rahlenbeckschen Kreise begriff man, daß hier mit bedauernden Worten allein nichts auszurichten war, daß hier eilig etwas getan werden mußte. Man mußte sich den Trinkern zuwenden und sie zu retten versuchen. Allen wurde diese wichtige Aufgabe aufs Gewissen gelegt, während ein kleiner Kern­kreis sich besonders verpflichtete, den armen Opfern des Alkohols verantwortlich und unermüd­lich nachzugehen.

Es dauerte gar nicht lange, da erschienen die bei­den ersten Trinker in der Donnerstagabend-Stunde. Einer aus dem Kreis brachte sie angeschleppt. Der eine war der böse Tyrann, der seine arme Frau so drangsaliert hatte, daß sie vor Verzweiflung ins Wasser ging. Es geschah das Große, daß die beiden Männer ihr verpfuschtes, gebundenes Leben in die Hände Jesu gaben. War das ein Jubeln in Rahlen­becks Haus und in den Häusern der Geretteten! Die zerrütteten und bedrückten Verhältnisse in den Trin­kerfamilien wurden neu, die abgehärmten, blassen Frauen bekamen wieder Farbe, die eingeschüchter­ten Kinder begannen wieder zu lachen.

Wie war der Amtsdiener Hellmuth glücklich, als er bald darauf die Namen dieser beiden Männer aus der Trinkerliste streichen konnte! Es gab durch Got­tes Gnade keinen Rückfall. Die Liste schrumpfte im­mer mehr zusammen. Bald nahm sich auch der Pastor der Sache an; aber die Seele des Kampfes gegen den Rauschtrank blieb doch der Rahlenbecksche Kreis. Auf eine noch breitere und wirksamere Grundlage wurde die Arbeit gestellt, als im Jahre 1844 in Herdecke ein Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsver­ein ins Leben gerufen wurde, der mit 28 Mitgliedern anfing und im Jahre 1874 die für einen kleinen Ort wie Herdecke wirklich eindrucksvolle Zahl von fast 400 Mitgliedern aufweisen konnte.

Am schlimmsten wütete damals der Branntwein; darum galt ihm vor allen Dingen der unerbittliche Kampf des Vereins. Jedes Mitglied verpflichtete sich durch Unterschrift zur völligen Enthaltsamkeit von diesem Teufelsgetränk. Bier und Wein müssen da­mals, mit der Branntweinpest verglichen, verhält­nismäßig harmlose Getränke gewesen sein. Ihnen gegenüber wurde nur Mäßigkeit erwartet.

Kräftiger Schwung kam in die Arbeit des Vereins, als sich der Hilfsprediger Engelbert seiner an­nahm. Der Eifer des jungen Theologen erregte den nicht gelinden Zorn mancher „Volksfreunde", die die Leute vor dem Ungestüm solcher „Enthaltsam- keitsapostel“ warnen zu müssen meinten. In einem Zeitungsartikel, der unterschrieben war: „Ein

Freund der Mäßigung", wurde der Aerger auch am lieben Pastor Schütte ausgelassen, der solchen „radi­kalen und unreifen jungen Männern" — damit war auf Engelbert angespielt — freie Hand ließ. Hier ein

paar Sätze aus dem Erguß des „Freundes der Mäßigung": „Dergleichen wollen sich unsere ehr­

würdigen Greise und unsere freisinnigen Männer nicht sagen lassen, und man ist darum sehr unwillig auf den Herrn Pfarrer Schütte, daß derselbe seine Kandidaten solche Uebertreibungen predigen heißt und solche Kandidaten passend für Herdecke hält, die im Rufe stehen, in ihren Ansichten nicht die gol­dene Mittelstraße zu lieben.“

Nun, unsere Herdecker Alkoholgegner, unter de­nen Vater Rahlenbeck natürlich nicht der laueste und untätigste war, haben sich durch den Widerstand, den sie fanden, in ihrer guten Sache nicht irremachen lassen. Es war wirklich herrlich, wie man in Liebe und Geduld den armen Trinkern nachging. Es ist noch ein Brief erhalten, den in jenen Tagen ein Mit­glied des Enthaltsamkeitsvereins, Friedrich Wilhelm Herbers, an einen Bekannten schrieb:

„Der Du noch Branntwein trinkst und meinst, er wäre zuweilen gut, besonders bei Verrichtung schwerer Arbeiten, versuch es doch einmal ein hal­bes Jahr und nimm, wie ich es gemacht habe, wenn ich Arbeiten im Walde oder auf dem Felde zu ver­richten hatte, einen Krug mit Kaffee zu Deinem But­terbrot mit anstatt der Branntweinflasche! Glaube mir, Du wirst Dich dabei viel, viel besser befinden und kräftiger werden. Dadurch ersparst Du auch manchen Groschen, der sonst dem Teufel geopfert wird. Bedenke doch immer, daß der Branntweingeist sich mit dem Heiligen Geist nicht vertragen kann! Es wird Dir gar nicht schwer, dem Branntwein zu ent­sagen, wenn Du den Heiligen Geist hast, und dann erst wirst Du in vollem Maße erkennen können, welch einen Greuel und Verwüstung dieser Seelen­mörder Branntwein anrichtet, und wieviel Elend und Jammer er über die Menschheit gebracht hat.“ Manche, die dem Verein beitraten, wurden von

Abfall und Rückfall bedroht. In Vereinsbüdiem ist nachzulesen, wie man in den Zusammenkünften im­mer wieder auf diese Gefährdeten zu sprechen kam. Man überlegte, in welcher Weise ihnen zu helfen sei, wie man sie warnen könne. Auf manchen Blät­tern der alten Sitzungsprotokolle sind die Namen der schwachen Mitglieder aufgeschrieben. Hinter

den Namen ist vermerkt: „Zu warnen durch “

Dann sind die Männer und Frauen angeführt, die diesen Liebesdienst übernehmen sollten, und die auch pünktlich und treu ihrer schweren Aufgabe nachkamen. Es ist wirklich herzerquickend, daß in jenen Tagen der Bruderdienst an den Trinkern so wichtig genommen und so unermüdlich durchge­führt wurde.

Der „Fienenpastor" und die „drei güldenen G"

Kennst du die „drei güldenen G" noch nicht? Nun, damit ist gemeint: Gottes Wort, Gebet und Gemeinschaft der Kinder Gottes. Das sind drei göttliche Gaben und Vorrechte, aber auch Aufgaben und Verpflichtungen, in denen jeder treu leben und bleiben muß, der auf dem Weg der Nach­folge Jesu Christi vorankommen will. Evangelisten und Seelsorger schärfen Menschen, die sich für den Weg mit Jesus entschlossen haben, liebevoll und dringlich ein: „Wenn ihr möchtet, daß auf den An­fang, den Gottes Gnade euch jetzt machen läßt, ein gesunder und kräftiger Fortgang folgt, dann nehmt und gebraucht die Gnadenmittel, durch die euch die Kräfte des Wachsens und Bleibens in Jesus darge­reicht werden: Gottes Wort, Gebet, Gemeinschaft! Versäumt und vernachlässigt keins von den „drei güldenen G"!

Rahlenbeck hat nach dieser Regel verfahren, und darum ist er im Glauben klar und kernig gewesen,

darum ist so viel Segen von ihm ausgegangen, da­rum lag so reiche Frucht auf seinem Wege.

Der Umgang mit dem Worte Gottes war dem „Fie- nenpastor" ein liebes und vertrautes Geschäft. Er hatte die Mitte, das Herzstück der biblischen Bot­schaft voll erfaßt: das Wort vom Kreuz. Als sich einmal ein auswärtiger Pastor über den simplen Schuster und Laienprediger, der ja gar nicht studiert hatte, erheben wollte, setzte Rahlenbeck dessen Dünkel mit dem heilig-ernsten Wort zurecht: „Was? Ich hätte nicht studiert? Ich habe die Kreuzestheo­logie studiert, die Ihr nicht kennt; denn sonst wür­det Ihr anders reden!"

Aus dem Vertrautsein mit der Schrift erwuchs un­serem Henrich Rahlenbeck die seelsorgerliche Gabe und Vollmacht. Wenn es um die Frage ging, auf die der „Fienenpastor" bei allen Unterredungen ziel­strebig zusteuerte: „Wie wird ein Mensch ein Kind Gottes?", dann konnte er wahrlich aus der Bibel gründliche Auskunft geben. Von allem Schwärmen und Fühlen weg wurden die Leute auf festen Grund gestellt: Glaube an den Herrn Jesus Christus und halte dich an seine Verheißungen! Sie gelten dir, und sie geben dir eine Gewißheit, die dir keine Hölle und kein Tod entreißen können.

Aus seiner reichen biblischen Erkenntnis heraus konnte Rahlenbeck auch bei Lehrfragen mitreden, z. B., wenn es um die Sakramente, um Taufe und Abendmahl ging. Er hatte da seine Meinung, er­kannte die Kindertaufe an, wollte aber mit allen Streitereien nichts zu tun haben, die gerade in der Sakramentslehre die Gläubigen auseinanderge­bracht haben. Er war weitherzig: Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß!

Daß er in Fragen der Heiligung eine gesunde biblische Linie lehrte und lebte, haben wir schon ge­hört. Als er einmal in seinem Jungmännerkreis die

Bibelstunde hielt, spürte er, wie verehrungsvoll alle zu ihm aufsahen, gerade als ob er eine Art Heiliger wäre. Da überraschte er seine Zuhörer mit der Fest­stellung: „Jungens, der alte Rahlenbeck wird immer schlechter!" Das wollte denen nun wirklich nicht recht einleuchten. Aber Rahlenbeck wies ihnen nach, daß der Apostel Paulus von sich auch nicht anders gedacht und geredet habe.

Einer der Jungens mußte die Stelle 1. Kor. 15, 10 lesen: „Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle." So konnte der große Heidenmissionar wirklich ohne Uebertreibung und Ruhmsucht sagen. Dann schlug ein anderer auf und las: „Nicht daß ich’s schon er­griffen habe oder schon vollkommen sei“ (Phil. 3, 12). So gering hält also derselbe Apostel von sich. Und wie heißt das Bekenntnis des Paulus am Schluß seines gesegneten Lebens? „Ich bin der vornehmste, der ärgste unter allen Sündern" (1. Tim. 1, 15). „Seht ihr, Jungens", schloß dann der „Fienenpastor", „ist sich der Apostel Paulus nicht immer schlechter vor­gekommen? Der hat bestimmt in der Heiligung viel Sieg über die Sünde gehabt, und mir dürft ihr es auch glauben, daß ich meinem Herrn gehorsam sein möchte. Aber es bleibt soviel Schwachheit und Ver­sagen, daß es wirklich keinen anderen Trost und keine andere Zuversicht gibt als die, die der Dichter in dem Vers ausspricht:

An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd’; was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert!"

Nun das zweite „güldene G": das Gebet! Wir erinnern uns noch an den staunenden Ausruf eines jungen Theologen, der den „Fienenpastor" beten hörte: „Rahlenbeck, Ihr redet ja gerade so, als ob der Herr Jesus selber im Zimmer wäre!" Die Einfalt und die Kindlichkeit, in der Henrich Rahlenbeck mit

seinem Vater imHimmel und seinemHeiland spradi, war köstlich und herzerquickend. Da gewannen viele den ermutigenden Eindruck: So vertraut und innig darf also ein Christenmensch mit seinem Gott reden. Seine Gebete und Fürbitten ließ Rahlenbeck oft in den Satz ausklingen: „Herr Jesus, überleg dir die Sache und hilf mir, wenn du kannst!" Die ehr­fürchtigen Worte des alttestamentlichen Beters Abraham waren auch die seinen: „Herr, ich habe

mich unterwunden, mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin."

Rahlenbeck konnte mit seinen Gebeten Gott lange, unermüdlich lange in den Ohren liegen. Besonders dann, wenn es galt, einen Menschen vom Weg des Verderbens auf den Lebensweg herüberzuholen. Er hatte einen Nachbarn, der war ihm sehr feindlich gesinnt. Der Kerl war ein Trunkenbold und Wüte­rich, und der bloße Anblick Rahlenbecks versetzte ihn stets in Zorn, einfach deswegen, weil er sich im Gewissen geschlagen und gestraft vorkam und sich sagen mußte: „So glücklich wie der Henrich könntest du auch sein, und in deiner Familie könnte es genau so friedlich und harmonisch zugehen wie im Schusterhaus drüben, wenn du bloß vom Alkohol los wärest."

Dieser Nachbar nimmt sich eines Tages vor, Rah­lenbeck beim Beten zu belauschen, um dann hinter­her darüber bei seinen Kumpanen tüchtig spotten zu können. Er versteckt sich nach dem Dunkelwerden unter des „Fienenpastors" Schlafzimmer. Endlich geht der zu Bett, sinkt aber vorher auf die Knie und betet lange und innig, wobei das Fenster wegen der Schwüle des Abends offen bleibt. Dem heimlichen Horcher unter dem Fenster vergeht die Lust zum Spotten immer mehr. Nun muß er sogar hören, wie Rahlenbeck die Not der Trinker und ihrer Familien vor Gott ausbreitet. Und nun hört er sogar seinen

eigenen Namen: „Herr, ganz besonders bringe ich

dir meinen Nachbarn Pennekamp, hol den Mann aus seinen Ketten heraus, laß es in seinem Herzen und in seinem Haus Frieden werden!"

Das packt den Rohling. Einige Tage später er­scheint er wieder, aber dieses Mal nicht, um unter dem Fenster zu horchen, dieses Mal geht er ins Haus hinein und sucht eine Aussprache mit dem „Fienen- pastor", und die endet so, daß im Himmel und auf Erden Freude ist über einen verlorenen Sohn, der heimfindet ins Vaterhaus.

Welche Rolle hat das dritte „güldene G“, die Gemeinschaft mit dem Volke Gottes, in Rahlenbecks Leben gespielt? Wir haben ja schon genug von den „Stunden" im Schusterhaus gehört, in denen sich die Gläubigen in der Liebe Jesu und in der Gemeinschaft des Wortes so nahe kamen. Die Schar wuchs im Lauf der Jahre so mächtig, und es fand sich auch allerlei junges Volk herzu, daß man froh war, in einer alten Schule ein großes Zim­mer ausbauen zu dürfen. Stühle, Tische, Bänke und andere Einrichtungsgegenstände in diesem Ver­sammlungsraum stammten ausgerechnet aus dem Inventar einer Gastwirtschaft, die Bankrott gemacht hatte.

Reges geistliches Leben entfaltete sich in diesem eigenen Heim. Rahlenbeck war besonders unter sei­nen jungen Männern, die eigene Zusammenkünfte bekamen, daheim. Es war rührend, wie die Liebe, die in dem großen Kreis der Brüder und Schwestern waltete, in allerlei Tat und Hilfe sich ausdrückte. Dem Amtsdiener Hellmuth, der sich finanziell nicht glänzend stand, war einst ausgerechnet in den Ta­gen vor Weihnachten die einzige Ziege eingegan­gen. Wie nötig brauchte er ihre Milch für seine klei­nen Kinder! An die Anschaffung einer neuen war gar nicht zu denken. Es meckerte aber am Heiligen

4 Rahlenbeck

49

Abend fröhlich ein neues Ziegentier im Stall; die Freunde aus dem Bibelstundenkreis hatten es sich nicht nehmen lassen, für ihren heimgesuchten Bru­der zu sammeln und ihm diese Weihnachtsfreude zu bereiten. Begeistert klang der Jubelruf des Bübleins: „Vaa, vi hätt wier ne Hippe!" (Vater, wir haben wieder eine Ziege!)

So sehr für Rahlenbeck der Gemeinschaftskreis geistliche Heimat war, so willig dehnte er das „gül­dene G" der Gemeinschaft doch auch auf die Kirche aus. In Herdecke gehörte er zu den treusten Kirchen­besuchern; mit mehr als einem Pastor verband ihn gute Freundschaft. Wo er auf Leute traf, die in der Kreuzestheologie bewandert waren, schloß sich sein Herz weit gegen sie auf. Alle, deren Herz wie das seine für den Herrn Jesus brannte, waren ihm Bru­der und Schwester, welchem christlichen Kreis sie auch zugehören mochten.

Es kamen Versuche vor, den „Fienenpastor“ in andere christliche Lager herüberzulocken. Er blieb seiner Kirche treu, wenn er auch nie auf das Recht deutlicher Kritik verzichtete, wo er im Raum der Kirche Mißstände, verwässerte Verkündigung, Pastorale Anmaßung antraf. Diese Kritik war Kritik aus dem Geist der Liebe, aus dem Eifer um des Herrn Ehre, aus der Sorge um die Menschen, die doch zu ihrer Rettung das Lebensbrot des klaren Evange­liums brauchten.

Wie er über die Kirche und seinen Platz in ihr dachte, legte er einmal einem lieben Freund und Bruder dar, der für sich meinte, den Weg der Frei­kirche wählen zu müssen:

„Wohin soll ich denn austreten, wenn ich aus der Kirche scheiden würde? Ueberall ist Welt, Babel, so­wohl innerhalb wie außerhalb der Kirche, und ich brächte ein großes Stück Welt mit. Mein Platz ist in­nerhalb der Kirche, und zwar da, wo Menschen auf-

wachen, wo sie hungern und dürsten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, wo sie sich heraussehnen aus dem Knechtsdienst der Sünde zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denen möchte ich helfen und dienen nach der Gabe und Gnade, die mir gegeben ist. Ich sehe unsere teure evangelische Kirche an als ein großes Missionsfeld, als eine besondere Gelegenheit, von meinem König Jesus zu zeugen. Ich bleibe von Herzen und ehrlich in der Kirche, solange man mich nicht hinauswirft. Bis dahin aber diene ich ihr freudig von ganzem Her­zen. Doch jeder sei seiner Meinung gewiß!"

Aus dem irdischen ins himmlische Haus

Von dem einen, das not ist, hatte Henrich Rahlen- beck für alle, mit denen er umging, und die seinen Weg kreuzten, ein helles Zeugnis. Das konnte in seinem eigenen Hause und unter seinen Familienan­gehörigen erst recht nicht anders sein. Natürlich gönnte der Vater seinen Kindern Erfolg und Vor­wärtskommen im irdischen Beruf von Herzen. Daß der Sohn Heinrich Lehrer und ein weit und breit bekannter Zeichner und Schönschreiber wurde, hat den Vater sehr gefreut, und er hat an seiner Arbeit regen Anteil genommen. Fritz Soennecken, der Begründer der bekannten Schreibwarenfirma, ist Lehrer Rahlenbecks hochbegabter Schüler gewesen und ihm immer dankbar geblieben.

Aber viel wichtiger als berufliche Erfolge war dem „Fienenpastor“, daß seine Kinder in der Wahrheit wandelten. Seine treue Ermahnung und unermüd­liche Fürbitte hat sie immer liebevoll umgeben. Er sagte wohl gelegentlich: „Ich gönne den Ratten das Leder in meiner Werkstatt nicht, viel weniger dem Teufel die Seele meiner Kinder!" Und in der Tat,

51

4»

seine Fürbitte ist nicht vergeblich gewesen, und der Segen der Eltern ist über die Kinder gekommen. Ein Enkelkind ist Verkündiger des Evangeliums gewor­den. Rahlenbeck hat das nicht mehr selber erlebt; wie hätte er sich sonst über diesen richtigen, ordi­nierten Pastor gefreut, der so ganz in seinen, des „Fienenpastors“, Fußtapfen wandelte!

Leid und Krankheit sind dem Hause Rahlenbeck nicht erspart geblieben. Besonders schwer war es dem Vater, daß er seinen Sohn Wilhelm, der das Schuhmacherhandwerk fortführen sollte, und der mit ihm innerlich so ganz eines Sinnes war, im blü­henden Alter von knapp 31 Jahren durch den Tod verlor. Die Arbeit in der Werkstatt wurde dem al­ternden Rahlenbeck von Jahr zu Jahr beschwer­licher, und Wilhelm hatte so fröhlich mit ihm ge­hämmert und hätte ihm die rechte Stütze seines Al­ters sein können. Da kam der „Fienenpastor“ richtig ans Grübeln über Gottes wunderliche Wege.

Eines Nachts lag er auch wieder schlaflos auf sei­nem Lager. Da hörte er draußen einen Trupp be­trunkener Burschen dahertorkeln und grölen. Die benahmen sich so laut und unflätig, daß viele Herdecker aus ihrem Schlaf auffuhren und zu schimp­fen begannen. Bei Vater Rahlenbeck aber hatte diese nächtliche Ruhestörung eine ganz eigenartige Wir­kung. Seine Frau erfuhr am Morgen davon, als er erzählte: „Nun kann ich für Wilhelms Heimgang,

wenn auch unter Tränen, danken. Denk, er hätte sich als mißratener Sohn unter den nächtlichen Krakee­lern befunden! Dann hätte ich Grund zum Trauern gehabt. Nun aber hat Gottes Gnade ihn sauber und rein seine Jugendzeit verleben lassen, und ich weiß, daß er selig gestorben ist. Ja, ich kann mich freuen, und ich will mich auch freuen!"

So gingen die Jahre dahin. In Freud und Leid wurde das schlichte Schusterhaus immer mehr eine

Hütte Gottes unter den Menschen. Von weither ka­men die Leute, Brüder im Herrn und fragende, sor­genvolle Menschen, um durch die Gemeinschaft und den Austausch mit dem „Fienenpastor" Segen, Er­quickung, Beratung, Wegleitung zu empfangen. Im Frühjahr 1864 kam dann die Stunde, in der der alte Rahlenbeck dieses sein irdisches Haus verließ und das himmlische einnahm, die Behausung, die nicht von Menschenhänden gemacht ist, welche die Hände Gottes denen bereiten, die den Weg des Glaubens und der Hoffnung vollendet haben.

Am Karfreitag ging er noch zum Abendmahl. Dann warf ihn eine Lungenentzündung nieder. Die Seinen vernahmen seinen Scheidegruß:

„Jesus im Herzen,

Jesus im Sinn,

in Jesu Namen gehe ich heim."

Am 30. März 1864 war der Pilger daheim, nachdem ein Jahr vorher die Lebensgefährtin nach 49jähriger gemeinsamer Wanderung ihm vorangegangen war. In der Todesanzeige schrieben die Kinder:

„Gottes Gnade war in ihm mächtig, das Wort vom Kreuz war sein letztes Labsal. Die göttliche Erbar- mung rühmend, deren er sich nicht wert hielt, und dankend für treue Liebe und Freundschaft, ist er ein­gegangen zur Ruhe des Volkes Gottes. Sein Segen komme über uns und über alle, die ihm zugetan sind!"

Wer den Mann, seine Art und seinen Weg über­denkt, muß jenem alten Mütterlein zustimmen, das von einem Besucher auf dem Friedhof zu Herdecke gefragt wurde, ob es denn noch den „Fienenpastor\* gekannt habe. Ihr Auge leuchtete, als sie aus dank­barer Erinnerung heraus antwortete: „Ja! Das war ein Mann!“

Ohm Michel

Der wilde Michel

Das Siegerland ist seit langem als ein geistlich lebendiger Landstrich bekannt. Zwar ist es auch dort nicht mehr wie in den Tagen der Väter. Ueberliefe- rung und frommes Mitläufertum ersetzen bei man­chem wirkliches Leben aus Gott. Weltgeist und Ver­gnügungsrummel haben auch vor dem frommen Sie­gerland nicht haltgemacht. Aber es gibt noch kerni­ges Christentum dort, und Gott tut durch klare Be­kehrungen immer wieder Menschen hinzu zu seiner Gemeinde. Wer im Siegerland evangelisiert, braucht sich nicht über leere Kirchen und Gemeinschaftshäu­ser zu beklagen. Ich habe es selber erlebt, wie sich das Volk derartig drängte, daß ich nur mit Mühe auf die Kanzel kommen konnte. Auf der Kanzel standen hinter mir noch junge Leute, die Kanzeltreppe war dicht besetzt.

Ja, das Wort Gottes hat noch einen weiten und frohen Schall im Siegerland. Und es gibt auch noch Leute, die ihm wirklich gehorsam werden und nicht nur bei Evangelisationen sensationell ihm nachlau­fen. Eine Eigenart des christlichen Lebens im Sieger­land sind die Männer- und Jünglingsvereine. Diese anderswo längst unmöglich gewordene Bezeichnung ist dort noch fröhlich im Gebrauch. Die Vereine ha­ben zur Kirche ein durchaus freundschaftliches Ver­hältnis, wahren aber ihre Selbständigkeit. Der Pastor ist als Bruder herzlich willkommen, aber die Leitung hat er nicht. Die Zusammensetzung kann denkbar originell und buntscheckig sein. Der Vierzehnjährige geht nach der Konfirmation dorthin, und dem acht­zigjährigen Vater in Christo ist sein Verein in vie­len Jahrzehnten so lieb geworden, daß er sich schlecht davon trennen kann. Ohne Spannungen

zwischen den Generationen kann so etwas natürlich nicht immer abgehen.

Was sind das für prachtvolle Christen, die man in den Vereinen und in den Gemeinschaften heute noch antreffen kann! Die haben ein selbständiges Verhält­nis zu ihrem Herrn Jesus, das einst in einer klaren Bekehrung anfing und in einem langen Leben mit der Bibel und im Gebet sich ständig vertiefte. Die können urteilsfähig mitreden in geistlichen Fragen. Noch heute erlebt man bei den Bibelstunden wäh­rend einer Evangelisationswoche, daß anschließend eine Reihe von Männern erscheinen, die sich über den behandelten Text und überhaupt über die Wahrheiten des Wortes Gottes weiter austauschen wollen. Da tritt dann klare Erkenntnis der Schrift und reiche Erfahrung mit dem Herrn zu Tage.

Etliche von diesen wackeren Vätern in Christo, die es im Siegerlande reichlich gegeben hat — und bis in unsere Tage gibt —, sind besondere Originale gewesen, die Gott wundervoll geprägt und geführt hat. Sie waren „Laien", haben nie auf einer Hoch­schule Theologie studiert; aber von ihnen haben Pastoren dankbar bezeugt, daß sie solche „Profes­soren" auf der Hochschule nie gehabt hätten. Das Beste für ihren Glauben und ihr Amt verdankten sie ihnen.

Ein Ehrenplatz in der Reihe der Siegerländer Vä­ter gebührt August Michel, im Volksmund „Ohm Michel" genannt. Er war ein besonders kraft­volles Original. An ihm wird deutlich, welche Macht die Gnade Jesu ist, von welchen Irrwegen sie heim­holen, aus welchen Ketten sie lösen kann. Er beweist mit seiner gesegneten Seelsorge, mit seinem frucht­baren Dienst an allerlei Leuten, besonders an den Kranken und am jungen Volk, daß ein schlichter Mann mit Christus eine große Vollmacht gewinnen kann.

August Philipp Michel wurde am 20. März 1820 in Siegen in Westfalen geboren. Sein Vater wirkte dort als Arzt. Die Familie Michel ist schweizerischer Herkunft; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wanderte der Ahn Hans Jakob Michel aus und wurde reformierter Pfarrer im Nas­sauer Land. Ernst Martin Michel, Augusts Vater, starb schon 1823. Die Mutter, Anna Christine, geb. Bruch, überlebte ihn um 24 Jahre. August war das siebente Kind. Die Mutter war herzensgut, eine Freundin der Armen und Kran­ken. Auf manchen Gängen der Liebe tat sie Gutes an den Bedürftigen.

Das Büblein August lernte früh beten und beglei­tete die Mutter auch manchmal. Er hatte viel Gut­artiges in seinem Wesen, man spürte auch einen ge­wissen Einfluß der Mutter; aber es fehlte doch sehr die straffe Hand des Vaters, die den großen Frei­heitsdrang des Jungen in die rechten Bahnen hätte lenken können. Mit nicht allzuviel Lust und Erfolg besuchte August einige Zeit die „lateinische Schule" in Siegen. Sein Lieblingsfach war Zeichnen; für diese Kunst hatte er eine wirkliche Begabung. Er erwählte darum den Beruf eines Lithographen (Steinzeichner). Leider gebrauchte er bald sein Geschick nicht nur für ehrliche Arbeit, sondern er wurde ein Betrüger. Er fing an, falsche Banknoten zu entwerfen und zu drucken. An üblen Helfern fehlte es nicht. Die Scheine waren den richtigen so täuschend ähnlich, daß selbst Kenner auf sie hereinfielen. Einer Be­hörde wurde ein Bündel von Michels Banknoten zur Prüfung zugesandt; ihre Sachverständigen standen nicht an, sie als echt zu erklären.

Auch Hartgeld verstand der geschickte Betrüger zu prägen. Dem später in seinem elterlichen Haus wohnenden gläubigen Schuhmachermeister Rath­mann hat Michel, als er längst ein neuer Mensch in

Christus geworden war, das Türschloß gezeigt, in dem sein Prägstock gesteckt hatte. Ein Druck, und eine blanke Münze war fertig!

Der Falschmünzer schwamm in Geld. Ein lustiges Abenteuerleben wollte er führen. Bald kam man ihm aber auf die Schliche, und im „Siegener Intelligenz­blatt" war zu lesen: „Der lange gesuchte Falschmün­zer ist nun endlich in der Person des Steindruckers August Michel entdeckt worden." Doch den Michel festzunehmen und vor allen Dingen festzuhalten, war keine Kleinigkeit. Die Gerichtsverhandlungen gegen ihn, seine tollen Fluchtversuche, sein Wieder­eingefangenwerden — das war längere Zeit hin­durch ein aufregender Gesprächsstoff im Siegerland. Michels Name war in aller Munde.

Kein Tor war so fest, kein Schloß so sicher — der August entschlüpfte aus jedem „Loch", in das man ihn steckte. Der „Ohm“ hat in seinen späteren Jah­ren von seinen tollen Streichen selber nicht gern ge­sprochen, und sicherlich hat die ausschmückende Phantasie die Abenteuer des wilden Michel noch aufgebauscht. Aber immerhin sind aufregende Sa­chen wie die folgenden vorgekommen:

Als man den berüchtigten Falschmünzer wieder einmal aus seiner verwegenen Freiheit, in der er unstet und flüchtig durch das Siegerland streifte, aufgestöbert und dingfest gemacht hatte — es war in einem Ort des Freien Grundes — und der Bürger­meister und der Landjäger ihn zum Gefängnis ab­transportieren wollten, da führte der Weg an einem Gasthaus vorbei. Ganz treuherzig und völlig ver­trauenerweckend bat August die Männer, sie möch­ten ihm doch erlauben, in der Wirtschaft schnell sei­nen großen Hunger zu stillen. Die beiden meinten, ihm das nicht abschlagen zu sollen. Sie wollten mit ihm in die Gaststube gehen, haben aber hinterher ihre Gutmütigkeit bitter bereut: vor dem Hause nimmt nämlich der bärenstarke Michel den alten Bürgermeister, knallt ihn mit Wucht gegen den Landjäger und ist in der entstehenden Verwirrung im Nu verschwunden.

Aehnlich frech benimmt er sich, als er einmal in der Dämmerung die goldene Helmspitze eines Gen­darmen — so hießen die ländlichen Gesetzeshüter damals noch — auftauchen sieht. Ob der Mann es auf Ihn abgesehen hat? Michel stimmt frisch-fröhlich ein vaterländisches Lied an: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Dem Gendarm kommt nicht von fern in den Sinn, daß der an ihm vorbeistolzierende Mann, der sich so edel patriotisch gibt, der überall steckbrieflich gesuchte Falschmünzer Michel sein könnte.

Ein Kinderschreck war August Michel eigentlich gar nicht, wenn auch die Mütter ihren Kindern ge­legentlich drohten: „Der Michel holt dich!" Seine Abenteuerlust und sein eigensinniger Freiheitsdrang führten ihn auf diese gefährlichen Abwege. Doch blieb in seinem Wesen manches Gutmütige, und das half mit, ihn vor schlimmerer Untat zu bewahren. Einmal ist es Winter, als der gerade wieder einge­fangene Michel von dem mit seinem Transport be­auftragten Gendarm in einen Wartesaal geführt wird. Dort wollen sie warten, bis der Zug abfährt. Der Beamte läßt sein Gewehr in einem Vorraum stehen, damit es durch die Hitze und den Rauch im Saal nicht beschlägt. Den gut gefesselten Michel be­hält der Gendarm fest im Auge. Da geht die Tür auf, und ein Fuhrmann tritt ein. Im Nu hat August seine geschmeidigen Hände — er hatte eine ungewöhnlich schmale Hand und ein sehr biegsames Handgelenk — aus den Fesseln herausgelöst, ist aufgesprungen, packt den Fuhrmann und wirft ihn nach seiner be­liebten Manier auf den Gendarmen. Dann ergreift er

das Gewehr und rennt der goldenen Freiheit ent­gegen.

In der tollen Verwirrung gewinnt er einigen Vor­sprung; aber da sind die Verfolger auch schon hinter ihm her. Gegen einen von ihnen erhebt Michel das Gewehr. Er hätte ihn sicher niedergeknallt, aber der Bedrohte flüchtet sich hinter eine Frau. Da läßt August den Arm sinken; einer Frau kann er nichts tun. Er läßt sich wieder einfangen. So ist der August Michel vor einem Mord bewahrt geblieben. Er hat seinem Gott später dafür immer wieder gedankt.

In all diesem wilden, abenteuerlichen Treiben hat sich gelegentlich in Augusts Gewissen eine leise Stimme erhoben und gesagt: „Du, es muß anders mit dir werden!" Einmal hat er solch lästige Mahnung mit einer in mehreren Schlücken hastig ausgetrunke­nen Flasche Wein ersäufen wollen. Schließlich hat ihn Gott an einen Ort gebracht, wo er sein mahnen­des Gewissen nicht mehr mit Alkohol totschlagen konnte, wo er das laute Wesen mit der Stille, die von ihm so geliebte, aber mißverstandene Freiheit mit den Ketten vertauschen mußte, und wo ihm ge­rade dadurch ein neues Licht gnadenvoll aufging.

Aus einer Gefängnishaft in Arnsberg konnte Michel noch einmal entfliehen. Wieder auf eine ganz verwegene Weise. Irgendwie hat er in seine Zelle eine kleine, scharfe Feile hineinschmuggeln können, mit der er in nächtelanger Arbeit einen dicken Stab am Fenster des Kerkers durchfeilte. Dem Wärter blieb das verborgen. Endlich kam die Fluchtnacht. Das Bettuch wurde in Streifen auseinandergerissen. Diese wurden zusammengeknotet, schon baumelte das am Fenster festgemachte seltsame Seil in die Tiefe hinunter, und der Gefangene ließ sich daran herab. Als er erschrocken entdeckte, daß es doch zu kurz war und er noch ein beträchtliches Stück über dem Erdboden schwebte, ließ er sich auf gut Glück

fallen. Er kam auch wohlbehalten auf dem Rasen unten an.

Den Gefängnishof umgab eine 15 Fuß hohe Mauer. Wie sollte dieses Hindernis genommen werden? Die in den Hof hinabgeworfene Feile, mit der er ein Loch in die Mauer brechen wollte, konnte der Flüch­tige im Dunkeln nicht auffinden. Da half er sich mit Holzstücken, die auf einem Haufen lagen, klemmte sie in die Fugen der Mauer und klomm darauf in die Höhe. Als er fast oben ist, bricht ein Scheit, und er stürzt wieder in den Hof hinunter. Das Experi­ment wird waghalsig wiederholt, und diesmal bleibt der Erfolg nicht aus. Vor dem Sprung in die Freiheit sind aber noch einmal bange Sekunden zu bestehen; es ertönen nämlich die Schritte der Gefängniswache, die auf ihrer nächtlichen Runde begriffen ist. August streckt sich der Länge nach oben auf der Mauer hin und lauscht mit dem Glücksgefühl einer gebannten Gefahr den verhallenden Tritten des ahnungslosen Wachtpostens. Nun ist der Weg frei.

Der Ausreißer springt auf der anderen Seite der Mauer herunter und rennt der Ruhr zu, jenseits de­rer endgültig die Freiheit lockt. Ein großer Wach­hund, der am Wasser gelegene Bleichen zu be­schützen hat, bellt den Fliehenden an, wird aber mit den Brotresten, die ihm hingeworfen werden, be­sänftigt. Es ist schon Oktober und das Wasser des Flusses empfindlich kühl. August Michel mit seiner eisernen Gesundheit aber kann den Fluß durch­schwimmen, ohne Schaden zu nehmen. Zum Sieger­land richtet er den flüchtigen Fuß. Dort werden einige Nächte hindurch die Männer aus den Dörfern polizeilich aufgeboten, um nach ihm zu fahnden. Er windet sich jedoch durch alle Gefahren hindurch und entkommt nach Frankreich. Dort lebt er eine Zeitlang unter fremdem Namen, gerät eines Tages in einem Wirtshaus in einen Streit, wird festgenom­men und von der französischen Polizei an die deut­sche ausgeliefert, die bald heraus hat, welch guten Fang sie gemacht hat.

Dieses Mal konnte sich August Michel dem Arm der Gerechtigkeit nicht mehr entziehen. Am 17. De­zember 1853 wurde er zu 20 Jahren Zuchthaus wegen Falschmünzerei verurteilt, und es schlossen sich hinter ihm die Tore der Strafanstalt zu Münster in Westfalen.

Ein Zuchthäusler gewinnt zwiefache Freiheit

Welch jämmerlicher Einzug in die enge Zelle! Ganz kläglich ist es dem Gefangenen zumute. Nun ist er ausgeträumt, der verwegene Traum der Frei­heit, der den August Michel zu so verhängnisvollen Irrwegen verführt hat. Wenn sich nach 20 Jahren das Gefängnistor für ihn öffnen wird, dann ist er ein alter und gebrochener Mann. Es ist ein erster Licht­blick in der verzweiflungsvollen Lage, als der Auf­seher dem Gefangenen eine Bibel bringt und dieser beim wahllosen Durchblättern ausgerechnet die Stelle aufschlägt: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ (Jesaja 43, 1.) Da ist es ihm, als ob je­mand mit ihm rede, der es sehr gut mit ihm meint. So hat keiner mehr zu ihm gesprochen, seitdem der Mund der Mutter im Tode verstummt ist.

Ehe aber die gute Stimme des Heilandes mit dem Wort von der Vergebung und dem Trost der Gnade über August Macht gewinnt und ihn zu einem ganz neuen Lebensanfang ruft, hat der Mann im Zucht­haus die dumpfe und drohende Stimme der Anklage und Qual im Gewissen auszuhalten: Das ist nun das Ende vom Lied! Hierher hat dich deine Schuld ge­bracht! — Drückend ist die Einsamkeit der Zelle. Zu der inneren Pein kommt auch körperliche Not. Das ungeregelte Leben der letzten Jahre, das ständige Umherirren hat Michels sonst so bärenstarkem Kör­per doch hart zugesetzt. Ein böses Geschwür am Arm bereitet viel Schmerzen. Ein Glück, daß der behan­delnde Arzt, nachdem er sich das erstemal dem Ge­fangenen gegenüber sehr wenig liebenswürdig ge­zeigt hat, später sehr freundlich wird und sein Bestes für den Patienten tut.

Nun hat August also Stille — Stille im Uebermaß. Was fängt er damit an? Nutzt er sie, um in sich zu gehen, um zu sich selber zu kommen, um den Hei­land zu sich reden zu lassen? Ja, sein Herz tat sich auf für den Ruf des Heilandes. Wenn er es jetzt recht bedachte, so war sein bisheriges Leben nicht ohne Mahnen und Anklopfen Jesu gewesen. Er hatte auch in seinen wüsten Jahren immer wieder an seine Jugendzeit denken müssen, und aus solchen Erinne­rungen war leise der Ruf heraufgeklungen: „August, so geht es nicht weiter!" Aber es war immer wieder alles untergegangen und verstummt. Der plötzliche Tod der Mutter hatte ihm gepredigt: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Rückschauend mußte Michel sich sagen: „Es hätte noch schlimmer mit dir kommen können. Eine gute Hand hat mitten in deinen Un­taten über dir gewaltet und dich vor noch tieferem Fall bewahrt."

Ja, es war oft eine heilsame Stille, die den Zucht­häusler August Michel in seiner Zelle umfing. Manchmal aber wurde es auch eine gefährliche, ver- suchliche, schaurige Stille, in der eine böse Stimme flüsterte: „Dein Leben ist ja doch verpfuscht! Am

besten, du machst damit Schluß!" Es hob ein Kampf an in seiner Seele. Licht und Finsternis rangen um den Michel. Gottes Wort, wie es den Gefangenen in jenen Tagen im Zuchthaus zu Münster durch den treuen Knecht Gottes und Freund der Gefangenen, den

Gefängnisprediger Pastor Krüger, ausgerichtet wurde, traf oft Michels Herz. Dann war es voll Er­kenntnis der Sünde und Sehnsucht nach der Gnade. Doch griff auch der Satan wieder nach ihm. Michel soll uns selbst erzählen, wie es in ihm auf und ab wogte:

„Es ging mir, wie es allen denen im Unglück er­gehen wird, welche keinen Heiland haben. Ich geriet in die schrecklichste Verzweiflung. Was soll aber der Mensch dann machen, wenn er keinen Heiland hat? Ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen, und als ich eines Sonntagmorgens zur Kirche geführt wurde, gelang es mir, auf dem Gefängnishof ein Glasscherbchen zu erwischen. Mit diesem wollte ich mir hernach die Pulsader öffnen. So dachte ich armer Mensch, aber, o der gnädige, barmherzige Herr dro­ben, er dachte ganz anders. In der Gefängniskapelle traf mich das Wort Gottes, das Glasscherbchen ver­schwand, und in meine Zelle zurückgekommen, knickte ich zusammen als einer, dem der Schrecken der Ewigkeit sich auftut, und der nur eins verlangt: Gnade, nichts als Gnade!"

Es kam in Michels Leben zu einer tiefgehenden Buße und Reue. Es drangen in der engen Zelle be­ständig und ernstlich die Seufzer eines nach wahrer Freiheit verlangenden Mannes zu Gott empor. Jetzt brachte ein Zuchthäusler sein vertanes Leben unter das Kreuz Christi und griff nach der Gnade und ihrer vergebenden Macht. Jetzt schlug der August Michel verlangend die Bibel auf und vernahm in ihr die Stimme des Guten Hirten.

In viel inneren Kämpfen erhielt er immer mehr Licht und Gewißheit. Der Vers Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht ver­loren werden, sondern das ewige Leben haben" sprach, wie schon zu so vielen Menschen, tröstlich

auch zu unserem Gefangenen. An das „alle" hing er sich kühnlich. Die ganze Freude am sündenverge­benden Gott brachte ihm das köstliche Wort aus Epheser 2, 8: „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht durch euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme."

Als August Michel dies Wort fassen konnte, da nahm ein neues Leben für ihn seinen Anfang. Da wurde in seinem Herzen und auf seinen Lippen das Loblied auf die Gnade Gottes in Jesus Christus ge­boren, das bis in seine Sterbestunde hinein nicht mehr verstummt ist, und das viele tief beeindruckt hat.

Daß es mit August Michel diese selige Wendung nahm, das war nicht zuletzt Frucht der treuen Ver­kündigung und Seelsorge des Gefängnisgeistlichen Krüger. Wie freute sich dieser liebe Mann stau­nend, als er die Umwandlung bei seinem Gefange­nen merkte und wieder einmal in seinem an Ent­täuschungen wahrlich nicht armen Amt erlebte, daß die Gnade Gottes doch die herrliche Macht ist, die eine verlorene Vergangenheit durchstreicht und um Jesu willen einen ganz neuen Anfang schenkt! Michel hat seinen Seelsorger immer in dankbarer Erinnerung behalten und vor allem das an ihm so fein gefunden, daß er niemals sich über jemanden erhob, sondern sich demütig mit dem geringsten Ge­fangenen auf eine Stufe stellte. In die stete Ver­suchung, zu fallen und zu sündigen, schloß er auch sich ein; aber dann pries er um so mehr die rettende und bewahrende Macht der Gnade, der er sich und alle seine gefangenen Brüder anvertraute.

Pastor Krüger hatte die rechte Frau an seiner Seite, eine gute Gehilfin in seinem schweren Dienst. Wie trug sie an seinen Lasten mit, wie stimmte sie aber auch in seine Freude ein, wenn die Gnade Got-

tes einem Gefangenen zur wahren Freiheit halfl In einem Gesangbuch, dasPastorKrüger seinemSchütz- Iing und Bruder in Christus August Michel als An­denken verehrte, stand von der Hand der Frau Pastor geschrieben: „Gott zu loben, bleibe meines

Herzens Freud’I“

August Michel war im Gefängnis ein Freier gewor­den. Die Freiheit der Vergebung aller Schuld, die Freiheit der königlichen Kinder Gottes war sein ge­worden. Es war ihm widerfahren, was derHerr Jesus von sich bezeugt: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!" Zusätzlich zu solch innerer, wesenhafter Befreiung geschah auch eine äußere Begnadigung, die Michel vorzeitig nach zehn Jahren aus dem Ge­fängnis führte und dem bürgerlichen Leben wieder­gab.

Das kam so: In Coesfeld im Münsterland lebte ein edler Mann, der Prinz Karl von Salm- Horstmar, der sich sehr um das Zuchthaus in Münster kümmerte und mit Freuden von Pastor Krü­ger vernahm, welch wunderbare Wendung das Le­ben des Häftlings August Michel genommen hatte. Er besuchte den Sträfling und gewann aus der Un­terredung den Eindruck: Hier ist wirklich ein Mann in Ketten zur wahren Freiheit durchgebrochen. Man sollte ihm auch zur äußeren Befreiung zu helfen suchen. Der Prinz wagte sich mit der Bitte um Be­gnadigung an die höchste Stelle, an den König Wil­helm I. von Preußen. Natürlich bestanden bei einem notorischen Falschmünzer, der so lange sein schand­bares Handwerk getrieben und die Polizei und die Gerichte so lange in Aufregung gehalten hatte, zu­nächst Bedenken gegen eine vorzeitige Entlassung.

Der Prinz setzte sich aber mit seinem Ehrenwort für Michel ein und bat, daß man den Freigelassenen seiner persönlichen Betreuung überweisen möchte. Daraufhin wurde tatsächlich die volle, unbedingte

5 Rahlenbcck

65

und sofortige Begnadigung ausgesprochen. Nicht im­mer laufen die Führungen Gottes so, daß ein von ihm begnadigter Sünder auch gleich hinterher die Freilassung durch die Menschen erfährt. Aber hier hat Gott das so geordnet und den begnadigten August Michel als einen fröhlichen und wirksamen Zeugen von der freien Gnade unter die Leute ge­sandt.

Am 4. Februar 1864 öffnete sich die Tür des Zucht­hauses und gab unseren Gefangenen dem Leben draußen in der Welt zurück. Das war ein denkwür­diges Kaffeestündchen in der Wohnung des Gefäng­nispfarrers, als der edle Prinz selber seinem neuge­wonnenen Freund und Bruder die Begnadigung durch den König mitteilte. Was August Michel die Freiheit dankbar annehmen ließ, war nicht nur die Freude an der ihm damit gewährten Erleichterung, sondern vor allem auch der Gedanke an die Möglich­keit, daß er nun dort, wo man bisher sein Sünden­leben gekannt hatte, als Zeuge für die Macht der Gnade Jesu auftreten durfte.

Den Herrn Jesus hat es einmal sehr betrübt, daß von 10 Aussätzigen, die er geheilt hatte, nur einer zu ihm zurückkehrte, um ihm zu danken. Wehmuts­voll mußte er fragen: „Wo sind aber die neun?" Nun, der August Michel machte sich keiner ähnlich schnö­den Undankbarkeit schuldig, als ihm so überraschend die Stunde der Befreiung geschlagen hatte. Sowohl dem göttlichen Befreier wie seinem menschlichen Werkzeug stand er in staunender, dankbarer Freu­de gegenüber. Davon zeugt ein Brief, den aus der Heimatstadt Siegen der Prinz von Salm-Horstmar er­hielt:

„Eine Ahnung von dem, was am großen Tage, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöset, ge­schehen wird, habe ich bereits am 4. dieses Monats geschmeckt: Ich stand da wie ein Träumender, ob­gleich ich hell wach war, nicht aber ich allein, son­dern mein herzlich geliebter Herr Pastor auch. Das Wort: ,Sie gehen noch heute nach Haus' ist mir durch die Seele gegangen und tönt noch immer nach. Lobe den Herrn, meine Seele, Hallelujah! Meine Gefühle anders in Worten auszudrücken, ist unmöglich, es muß selbst erlebt sein. — Nächst dem lieben barm­herzigen Gott habe ich Eurer Durchlaucht meine Er­lösung aus der Gefangenschaft zu verdanken. Wie ich zu danken wünsche, kann ich nicht schriftlich mit- teilen, da dazu meine Worte nicht hinreichen. Der Herr Jesus, der die Gebete durch seinen Heiligen Geist in die Herzen der Gläubigen ausgießt und sie wieder empfängt und erhört, weiß es allein, welche Wünsche und Bitten ich für Eure Durchlaucht fühle und zum Throne Gottes emporsende.

In Christo Jesu, unserem hochgelobten Herrn und Heilande,

Eurer Durchlaucht

untertänigster und herzlich dankbarer August Michel."

Michel auf dem neuen Wege

Wie wird aber nun der begnadigte Sträfling sich im bürgerlichen Leben zurechtfinden? Wo wird sich für ihn ein Plätzchen zum Leben und Unterkommen, eine bescheidene Verdienstmöglichkeit finden? Wird er auf dem Wege bleiben und vorwärtsschreiten, den er im Gefängnis betreten hat? Das sind Fragen, die uns unwillkürlich kommen. Wie mancher, der im Ge­fängnis und Zuchthaus eine Begegnung mit dem Herrn Jesus Christus hatte, hat in der Freiheit das Heil wieder verloren! Der Gefängnispastor von Münster hatte viele derartige Enttäuschungen er­lebt; darum bangten und beteten er und seine Frau sehr für den entlassenen Michel und betreuten ihn in liebevoll mahnenden Briefen.

Audi der Prinz ließ seinen Schützling nicht aus den Augen und aus dem Herzen. Zunächst einmal kehrte Michel in seine Siegerländer Heimat zurück und er­zählte unter seinen Angehörigen, was die Gnade des Herrn Großes an ihm getan hatte. Doch beachtete er bei seinen Zeugnissen, was ihm Pastor Krüger ange­raten hatte, „nicht viel zu reden und ganz besonders sich in allem recht demütig zu zeigen“. Nachdem August Michel eine kurze Zeit in den Diensten des Prinzen von Salm-Horstmar gestanden hatte, emp­fahl ihn dieser als Diener und Hausgenossen seinem Freunde, dem Freiherrn Julius von Gemmin- g e n in Baden. Doch auf die Dauer war der Michel nicht für den Aufenthalt in den herrschaftlichen Häu­sern geschaffen. Wo mochte bloß eine Lebensauf­gabe für ihn liegen?

Diese wichtige Frage hatte besonders auch die liebe Frau Pastor Krüger aufs Herz genommen. Sie nahm an Michels Wegen den herzlichsten Anteil. Eine Vertrauensstellung in einer Fabrik in Hagen war auch nur ein Uebergang. Schließlich machte Michel in Siegen ein photographisches Atelier auf. Frau Pastor Krüger ermunterte und ermahnte ihn: „Gott gebe seinen Segen zu Ihrem

Vorhaben! Mögen Sie ein bescheidenes Fortkommen dabei finden, Ihr täglich Brot, mehr wünsche ich Ihnen nicht; denn die da wollen reich werden, fal­len in Versuchung und Stricke." Michel ist in diesem Handwerk nicht ungeschickt gewesen; jedenfalls war seine Gönnerin in Münster sehr zufrieden mit den Bildern, die er ihr zuschickte. Sie machte auch selber eine Bestellung bei ihm.

Was dem Photographen Michel seine schöne Kunst aber schnell verleidete, war die scheußliche Ange­wohnheit mancher Kunden, gerade am Sonntag mit ihren Wünschen anzurücken. Er nahm darum die ihm angebotene Stelle eines Wiegemeisters

auf der Rolandshütte in Weidenau bei Siegen dankbar an.

August Michel hatte es sich beim Eintritt in die Freiheit fest vorgenommen: Dein Platz ist fortan bei den Kindern Gottes. So erschien er denn gleich nach seinem Dienstantritt in Weidenau in der Gebets­stunde des dortigen Gemeinschaftskreises. Damals waren die Versammlungsleute, die später weithin dem Siegerländer geistlichen Leben das Gepräge gaben, noch spärlich zu finden, und wer sich zu ihnen hielt, mußte sich auf Spott und Verachtung gefaßt machen. Den Michel focht das nicht an; er suchte und fand seine Brüder. Als er zum erstenmal in der Stun­de auftauchte, gab es natürlich einiges Aufsehen, und mancher stieß seinen Nachbarn heimlich an: „Der August Michel ist gekommen!" Und der August Michel kam wieder! Er wurde von den Gläubigen so vertrauensvoll und in liebevoller Selbstverständ­lichkeit in ihrer Mitte aufgenommen, daß ihm diese Bruderliebe unendlich wohltat und er sich je länger je mehr keine Umgebung und keine Luft vorstellen konnte, wo er so zu Hause war wie unter schlichten Leuten Jesu, die es mit ihrer Nachfolge ernst neh­men.

Bald hörte man eine neue Stimme sich in den Kreis der Betenden mischen: August Michels Mund tat sich auf zum Lobe Gottes und zu kraftvoller Für­bitte. Unter seinen Bitten hatte einen Hauptplatz das Gedenken an die armen Menschen hinter Schloß und Riegel. Wenn er für seine gefangenen Brüder betete, dann erstickten manchmal Tränen seine Stimme. Er konnte ja nie seinen eigenen schweren Weg verges­sen und nie genug des Heils Gottes sich freuen, das ihn hinter Kerkerwänden gefunden und erneuert hatte. Wie sollte er nicht vielen dasselbe Glück wün­schen, das nun in seinem Herzen lebte!

Michel wurde ein fröhlicher Zeuge erfahrener Gnade und ein herzlicher und dringlicher Werber für den Heiland. In seinem Wiegehäuschen hörte man­cher ein gutes Wort vom Herrn Jesus. Ein Siegerlän­der Christ, der jetzt alt und ergraut ist und es dem Verfasser dieses Büchleins selber erzählt hat, hat einmal im Wittgensteiner Land einen armen Trinker gebeten: „Laß dich versöhnen mit Gott!", worauf der zur Antwort gab: „Ja, das hat mir im Wiegehäuschen in Weidenau der Ohm Michel schon vor 30 Jahren gesagt."

Aus einem Zeugen Jesu im Wiegehäuschen wurde der August Michel bald einer im Buchladen. Die Siegerländer Gemeinschaften, die immer mehr auf­blühten, gaben sich im VereinfürReisepre- d i g t eine Organisation. Es wurde ein Geschäfts­führer gesucht, der zugleich die neugegründete Buch­handlung betreuen sollte. Für diesen verantwor­tungsvollen Posten, den nur ein durch und durch ehr­licher Mann ausfüllen konnte, wußten die Siegerlän­der Gemeinschaftsleute keinen Besseren und Ver­trauenswürdigeren als den ehemaligen Zuchthäus­ler August Michel. In dieser Stellung ist er bis an sein Lebensende geblieben.

Im Büro- und Geschäftsbetrieb konnte ein Mann wie August Michel allerdings nicht aufgehen. Seine Kassenführung und seine Geschäftsbücher waren schon in Ordnung, aber ein Verwaltungsgenie war er gerade nicht. In späteren Jahren ließ der „Ohm" — wie er immer mehr von alt und jung genannt wurde — in der Buchhandlung vor allem seine langjährige getreue Haushälterin Theodore Reeh wirken. Die hatte sich schon in der Pflege seiner kranken Frau bewährt. August Michel hatte im Jahre 1866 ge­heiratet, war mit seiner Frau auch sehr glücklich, mußte aber nach nur 13 Ehejahren seine Gefährtin wieder hergeben, nachdem sie eine lange Krank- heitssdiule durchgemacht hatte, in der auch er seine nicht leichten Lektionen zu lernen hatte.

Was wurde denn nach Michels Bekehrung aus sei­ner besonderen Gabe des Steinzeichnens? Die übte er nicht mehr aus. Aber statt dessen malte er schöne Bilder mit symbolischen Figuren, schrieb kunstvolle Bibelsprüche und Liederverse. Nicht gerade zart ging der Ohm mit solchen Leuten um, die ihn verführen wollten, seine Begabung wieder zu dunklen Geschäf­ten zu mißbrauchen. Hinter solchen mit freund­lichster Miene vorgetragenen Angeboten witterte er klar den Versucher und wies ihn schroff von sich.

Da bringt ihm einer ein Telegramm und fragt ihn, ob er es so auf- und zumachen könne, daß man es nicht merke. „Ja, das kann ich allerdings", gibt der Michel zu, „ich tu's aber nicht." Der Besucher bittet: .Dann bring es mir doch wenigstens bei; ich tue es dann schon selber! Ich will es dir gut bezahlen; es handelt sich hier um ein Geschäft." Des Ohms Ant­wort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Da ist die Tür! Wenn du durch die nicht auf der Stelle verschwindest, dann fliegst du nicht gerade sanft an die frische Luft!"

Es stellten sich auch einige Male Leute ein, die den früheren Falschmünzer aufs neue zum Geldmachen verleiten wollten. Der Ohm war sich nicht immer im klaren: Handelt es sich um wirkliche Falschmünzer oder wollen mich polizeiliche Lockspitzel auf die Probe stellen? Auch die Behandlung dieser Leute war eindeutig. Der erste Besucher dieser Art bekam eindringlich das Evangelium zu hören, mit dem der Ohm ja vor niemandem zurückhielt. Der zweite Ver­führer wurde der „Fürsorge" des vierfüssigen Freun­des Pluto übergeben, und als noch einmal solch ein schäbiger Bursche dem schon siebzigjährigen Hau­degen sich zu nähern wagte — und dabei noch^erst heuchlerisch so tat, als ob er einen seelsorgerlichen

Rat suchte —, da flog er Hals über Kopf die Treppe hinunter.

So ging der Ohm mit Versuchern und Verführern um. Doch war so etwas nur selten nötig. Das andere Geschäft war viel häufiger und wurde immer mehr sein Element: Menschen, die das Heil in Jesus brauchten oder auch schon suchten, mochten sie nun alt oder jung, krank oder gesund sein, einen seel- sorgerlichen Dienst zu tun, ihnen ein Helfer und Wegweiser zum Heiland zu werden. Auf solchen Gängen und bei solchen Aufgaben wollen wir ihn jetzt ein wenig begleiten.

Der Ohm wird ein Mann des Segens

Lange genug war August Michel auf den Wegen der Sünde ein heilloser Geselle, ein Mann des Flu­ches gewesen. Jetzt aber wurde er immer mehr ein Mann des Segens, dem viele die entscheidende Le­benshilfe verdankten. Diese Hilfe konnte gelegent­lich auch einmal dem Leib gelten. Der Ohm entwik- kelte sich nämlich zu einem ganz tüchtigen Homöopathen. Er bereitete ein gutes Augen­wasser und stellte einen vielgebrauchten Blutreini­gungstee her, der als „Michels-Tee" nicht schlecht im Kurs stand. In viele Häuser rief man den Michel in Krankheitsfällen. Er nutzte natürlich die Gelegenhei­ten und sagte den Leuten von der viel wichtigeren Hilfe und Heilung, die für die schlimmste Krank­heit, die Sünde, beim Seelenarzt Jesus zu finden ist.

Er zog im Lande umher und brachte den Leuten sein kräftiges, originelles, seelsorgerliches Zeugnis vom Heiland. Er hielt auch Bibelstunden, und in den Bibelbesprechungen des Weidenauer Gemein­schaftskreises war sein Beitrag geschätzt. Aber des Ohms Stärke war nicht ruhige und belehrende, den

Text aussdiöpfende Schriftdeutung, er geriet immer schnell ins Evangelisieren und ging auf die Herzen mit dem erwedtlichen Wort los.

Er hatte eben im eigenen Leben die Macht der Gnade erfahren, darum konnte er gar nicht anders, als allen diese Gnade anzupreisen. Was der Mensch von Hause aus ist, welche Verderbnis in ihm steckt, zu welch groben oder feinen Schändlichkeiten er fähig ist, das hatte der Ohm in seiner jesuslosen Zeit zur Genüge an sich selber kennengelernt. Darum redete er von der Sünde derb und ungeschminkt, da­rum stellte er die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Bekehrung klar heraus und wurde nie müde, die Gnade zu rühmen, zu der jeder seine Zuflucht nehmen darf. Weil er von dem allen so praktisch und lebensnah sprach, und weil sein eigenes so sichtbar umgekrempeltes Leben ein kräftiges Zeugnis von dem Wunderwerk der Gnade war — darum hörten ihn die Leute gern und nahmen ihm sein Wort ab.

Hier ein paar Beispiele, wie der Ohm in seinen Ansprachen vom Leder zog: „Glaubt ihr denn, die

vornehmen Leute, die in einem zweispännigen Wa­gen fahren können, die wären deshalb glücklich? Da ist ein ganz geringer Mann, wenn er auch eben nur dicke Milch und gequallte Duffein (Pellkartof­feln) auf dem Tisch hat, aber den Heiland im Herzen, viel glücklicher dran.“ — „Ach, du lieber Gott, was bist du denn, du armer Mensch? Man kann dem Herrn Jesus nichts vormachen. Die Bibel sagt's: Wir sind durch und durch verdorben, vom Kopf bis zu den Füßen. Es ist gar nichts Gutes an uns. Ja, ihr lie­ben Leute, so stehen unsere Sachenl“ —

„Wenn ein schweres Gewitter am Himmel auf­zieht, dann meinen manche Leute, sie müßten hübsch fromm tun, nehmen ein Gesangbuch zur Hand und wollen ein Lied lesen. Und dann kommt der Blitz und schlägt sie samt ihrem Gesangbuch tot. Fromm tun hilft nichts, man muß bekehrt werden!" — „Ihr lieben Leute, wir müssen alle bekehrt werden, sonst gehen wir verloren. Der Amt­mann, das ist schon ein angesehener Mann in der Stadt; aber wenn er sich nicht bekehrt und hat den Herrn Jesus nicht lieb, dann kommt er in die Hölle. Und der Nachwächter, das ist ja ein geringer Mann in der Stadt; wenn er sich aber bekehrt und hat den Herrn Jesus lieb, dann kommt er in den Himmel. Natürlich, wenn sie sich alle beide bekehren, dann kommen sie alle beide in den Himmel."

In der Versammlung, in der Ohm Michel so höchst anschaulich vom Amtmann und vom Nachtwächter sprach, war gerade der Amtmann des betreffenden Ortes anwesend. Das war ein Katholik, der sich ein­mal vergewissern wollte, wie es in den Versamm­lungen der Frommen zuging. Er schien aber recht befriedigt zu sein und ermunterte den Ohm, nur so fortzufahren. Der meinte hinterher lächelnd: „Do han ech awer ömoo heiß usgeschäbt, ohne dat ech et wossde." (Da habe ich aber mal heiß ausgeschöpft, ohne daß ich es wußte.)

So einfach und so herzandringend war also die Verkündigung des Ohms in den Versammlungen. Vielleicht noch wichtiger und weitreichender aber war sein Einfluß in der persönlichen Seelsorge, die er unermüdlich an vielen Menschen und an mancher­lei Orten übte. Dabei verfuhr er durchaus nicht zim­perlich, sondern packte gelegentlich die Leute derb und kräftig an. Das nahm ihm aber so leicht keiner übel, weil immer zu spüren war, welch eine herzliche Liebe hinter allem steckte. „Der Mann meint es gut mit uns", das konnte keinem verborgen bleiben, zu dem der Ohm kam und mit dem er redete.

Wenn er bei einem Kranken den Eindruck hatte, daß es nicht gut mit ihm stehe, dann machte er kei­nen Brei um die Wahrheit herum, dann verharm­loste er nicht mit billigen Hoffnungssprüchlein den Ernst der Lage, dann sprach er von der Ewigkeit, und daß man sich für sie bereiten müsse: „Du mußt sterben. Aber nicht wahr, du weißt, was ich für ein Mensch gewesen bin? Wenn aber der Michel im Zuchthaus Gnade gefunden hat, sollte da nicht auch für dich Gnade vorhanden sein?" Gelegentlich gab es Kranke, zu denen eigentlich kein Besucher kommen sollte. Der Ohm aber war so besorgt um ihr Seelen­heil, daß er sich um diese Absperrungsanordnungen nicht immer kümmerte. Der Sohn des Amtmanns Bülowius in Weidenau liegt schwer krank darnie­der. Besuch ist streng untersagt. Nun kommt der Ohm still daher. Es ist das Haus seines Nachbarn. Er steigt die Treppe hinauf, tritt leise und rücksichts­voll in das Zimmer des Kranken und bezeugt ihm das Heil in Jesus. Und der hat es auch angenom­men.

Daß der Ohm so ohne eigentliche Erlaubnis zu einem Kranken vordrang, das war natürlich ein Ausnahme­fall. Meist wurde er gerufen und mit Sehnsucht er­wartet. Ein junger Fabrikant, ein wilder und gott­loser Mann, liegt an einer Lungenentzündung dar­nieder. Man hat keine rechte Hoffnung mehr für ihn. Er bittet: „Holt mir den Michel!" Der läßt nicht lange auf sich warten. „Ohm, ich bin verloren“, ruft ihm der Kranke entgegen. Der Ohm tut das, was er so oft tut, wenn es Menschen zu ermuntern gilt, dem Hei­land zu vertrauen und sein Heil anzunehmen. Er weist auf den Fall des Zuchthäuslers Michel hin, der durch die Gnade Jesu diese herrliche, über­raschende Wendung genommen hat:

„Du bist nicht zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt gewesen. Wenn ich gerettet und angenommen wur­de bei Gott, dann solltest du vom Heil ausgeschlos­sen sein? Nimm an, das Krankenzimmer, in dem du dich jetzt befindest, das wäre die Hölle, und das Zim­mer nebenan der Himmel. Da willst und sollst du hinein. Zwischen beiden ist die Tür, durch die mußt du hindurch. Sieh, für Leute, die der Hölle entrinnen und in den Himmel hineinwollen, ist eine Tür da, durch die sie gehen dürfen. Das ist der Herr Jesus; der ist die Tür. Ihn rufe getrost um Erbarmen anl Er hat es mir so reich gewährt, er hat es auch für dich!“

Der Kranke ist sehr schwach. Viel kann der Ohm nicht mit ihm sprechen. Aber beten kann er noch mit ihm, daß für ihn die Tür aufgehe. Und die ist aufgegangen! Jesus stößt ja niemanden hinweg, der bei ihm Heil sucht. Schon am nächsten Tage winkt der Kranke seiner Schwester, die gläubig ist, und sagt leise, aber fröhlich: .Marie, ich bin soeben

durch die Tür gegangen!“ Nur das eine schmerzt ihn: „So viele Jahre habe ich dem Teufel gedient, nur so kurze Zeit kann ich jetzt noch auf Erden dem Heiland nachfolgen." Er ist bald im Frieden heimge­gangen.

Neben den Kranken liebten den Ohm vor allen Dingen die jungen Leute. Er war wirklich der rechte Mann, mit ihnen umzugehen. Er war so fröh­lich und natürlich in seinem Christenstand. Da war nichts Gemachtes und Uebergeistliches. Es gibt lei­der Typen, die mit einem salbungsvollen Gebaren und einem äußerlichen Schein der Heiligkeit den hohen Stand ihrer Frömmigkeit zu beweisen ver­suchen. Solche Art kann am allerwenigsten das junge Volk ausstehen. Auch der Ohm konnte sie nicht leiden. Er sagte: „Die Lie kan ech net liere, die dr Kopp so schief trä." (Die Leute kann ich nicht lei­den, die den Kopf so schief tragen.)

Er war eben so ganz anders. Das zog die Jugend an. Allerdings war der Ohm gelegentlich in Gefahr, sich mit seinem munteren, originell-humoristischen Wesen gehen zu lassen. Da lag für ihn ein gefähr- lidier Punkt, ein Stück Naturunart, das in die Zucht des Geistes genommen werden mußte. Die Gnade war mildernd und läuternd am Werk, und der Segen christlicher Gemeinschaft umgab den Ohm und half ihn erziehen und bewahren. Treue Freunde dienten ihm redlich mit dem Wort der Ermahnung, wo es not tat, und er ließ sich sagen.

Ja, die jungen Leute, besonders die jungen Män­ner, hingen sehr an ihrem Ohm. Als im Jahre 1875 in Weidenau ein „Jünglingsverein“ gegründet wur­de, war er eigentlich schon kein Jüngling mehr. Aber er mußte in den Vorstand hinein und hat bis zu sei­nem Tode dem Jünglingsverein die Treue gehalten. Es lag ihm alles daran, daß seine jungen Freunde sich klar zum Heiland bekehrten. In den Vereins­stunden und in den besonderen sonntäglichen Zu­sammenkünften in seinem Haus bekamen die jun­gen Leute deutlich das eine zu hören, das not ist. Doch für falsche Drängerei war der Ohm nicht zu haben. Da war eine Mutter, der die Bekehrung ihres Jungen sehr am Herzen lag. Michel mahnte zur Ge­duld und warnte vor zu viel redseligem Eifer: „Nur nicht viel schwätzen! Der Hein­rich kommt noch!“

Und richtig, bald stand in einem Brief Heinrichs an den Ohm Michel die frohe Nachricht: „Ohm, ich bin durch!" Da hat sich der Ohm flugs hin­gesetzt und dem neuen Gotteskind einen Brief ge­schrieben, der so recht zeigt, wie fein er jungen Leu­ten dienen und sie zur Nachfolge ermuntern und in ihren Kämpfen stärken konnte:

„Lieber Heinrich! Mit großer Freude habe ich Dei­nen lieben Brief gelesen. Also endlich bist Du durch Gottes Gnade ins reine gekommen. O welche Freu­de, ein Kind Gottes zu sein! Nun kannst Du Dich auch mit andern Kindern Gottes freuen und unter­halten. Nur hinaufgeschaut und auf den lieben Gott vertraut! In Deinem ganzen Benehmen hatte ich ge­merkt, daß Du am Suchen warst. Nun, dem Herrn sei Lob und Dank dafür! Wer es ernst und aufrichtig meint, wird gewiß angenommen. Wenn die Zweifel kommen und der Feind unserer Seele Dir bange ma­chen will, nur immer zu Jesus hin! Er ist und sagt die Wahrheit. Jesus mußt Du glauben und dem Teu­fel nicht. Daß noch Zweifel kommen, ist immer bei jedem so, der zum Glauben kommt. Dafür steht ge­schrieben: ,Rufe Mich (Jesus) an in der Not; Ich will dich erretten.'

Halte nur an am Gebet, und wenn der Feind sagt: Es ist nur Einbildung, — nur fortgerungen, durchge­drungen bis zum Kleinod hin! Mit Freuden denke ich an Dich im Gebet, mein lieber Heinrich. Nun, lieber Junge, dem lieben Heiland befohlen! Der es hat an­gefangen mit Dir, der wird es auch vollenden. Ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen.

Mit herzlichem Brudergruße

Dein im Herrn Jesu verbundener

alter Ohm Michel.“

Auch mit den Kindern war der Ohm gut Freund. Kein Wunder, wo so viel prachtvoll Kindliches in seinem Wesen war! Wie konnte er sich über Klei­nigkeiten freuen und seinem Gott dafür danken! Als er noch im Zuchthaus saß, da hat er sich in der Einsamkeit seiner Zelle über eine Spinne als ein richtiges großes Gottesgeschenk gefreut. Er hat sie sogar dressiert, sodaß sie auf seinen Pfiff ins Netz kam. Aehnliche Erfolge erzielte er später mit seinem Hund Pluto und einem abgerichteten Hahn. Der Gockel krähte auf Kommando!

Kindlich vertrauensvoll konnte der Ohm beten. Und niedergedrückte Leute ermutigen — das ver­stand keiner so wie er. Er schilderte den Leuten, wie töricht es sei, auf die Einreden und Einflüsterungen des Teufels zu hören: „Das ist ja alles dummes Zeug! Was der Herr Jesus sagt, das gilt! Der Herr Jesus hat alles abgemacht. So stehen die Sachen!“

Der letzte Wunsch geht in Erfüllung

Unter den christlichen Festen war unserem Ohm der Karfreitag immer besonders lieb. Karfreitag: das war das aufgerichtete Kreuz, an dem der Heiland die Sünden der Welt trug. An dieses Kreuz war ja auch August Michels Sündengeschichte mit hinaufgenom­men. Der Mann am Kreuz hatte ja auch ihm das Tor zu Gottes Vaterherz aufgestoßen. Der Bruch mit dem alten, der Eintritt in das neue Leben der Gnade war unter dem Kreuz geschehen. Darum hielt Ohm Michels Glauben und Hoffen das Kreuz fest umklam­mert, und darum bat der Ohm seinen Herrn, er möge ihn doch an einem Karfreitag heimgehen lassen. Und dieser Wunsch ist erfüllt worden. Der 13. April, der Karfreitag des Jahres 1900, wurde Michels Sterbetag.

Vor dem seligen Heimgang lag aber noch eine Zeit schweren Leidens. Der Ohm durfte in seinem langen Leben viele Kranke besuchen und trösten mit der besonderen Gabe, die ihm gerade für dieses Amt ge­geben war. Am Ende wurde er selber sehr des Trostes und der durchtragenden Nähe seines Heilan­des bedürftig. Ein immer schmerzhafter werdendes Blasenleiden machte dem alten Pilger große Not.

Es wurde am Ende so schlimm mit ihm, daß sein treuer Pfleger Karl N ö h fast acht Wochen lang Tag und Nacht nicht mehr von seinem Leidenslager wei­chen konnte. Wie brannten die Schmerzen! Es häuf­ten sich die unter Tränen gesprochenen Gebetsseuf­zer: „Ich möchte heim!“ Kindlich flehte der Kranke: „O Heiland, vergiß deines lieben August nicht!" Trotz seiner rasenden Schmerzen verlor er den Blick

nicht für das, was die Pfleger so liebevoll an ihm taten, und freute sich an den Grüßen dankbaren und mittragenden Gedenkens, die ihm von den Freunden und Brüdern reichlich zuteil wurden. Schön war der Brief des Prinzen von Salm-Horstmar, der seit Michels Gefängniszeit ihm als Wohltäter und Freund verbunden geblieben war. Der Umschlag trug die Anschrift: An den Herrn August Michel, den teu­ren Himmelsbürger in Weidenau. Wenn der Ohm merkte, wie viel Arbeit besonders Karl Nöh mit ihm hatte, dann betete er: „O lieber

Heiland, lass es doch dem Karl nicht zu schwer wer­den!" Für jeden Trunk Wasser dankte er herzlich.

Kinder Gottes, die ihren heimeilenden Bruder be­suchten, konnten sich der Tränen nicht erwehren, wenn sie die Schmerzen in seinen Gebeinen wühlen sahen. Sie fragten: „Herr, warum läßt du deinen Knecht August Michel in solche Not kommen? Wir dachten, du hättest ihn still und friedlich hinwegge­holt?“ Im Ofen des Elends wurde der Ohm auser­wählt gemacht. Er blieb dabei und sprach es aus: „Der Herr hat alles wohlgemacht!" Er hängte sich an die Verheißungen seines Gottes. Einst im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel hatte ihm der Gefängnis­aufseher eine Bibel gebracht, und in halbdunkler Zelle und mit einem damals noch ganz dunklen Her­zen hatte August Michel beim ersten Aufschlagen den Vers aus Jesaja 43, 1 gefunden: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!" Das war damals das erste Aufblitzen von Licht und Hoff­nung gewesen. Und gerade diese Verheißung, die schon einmal in dunkler Stunde so hell geleuchtet hatte, hielt der Ohm auf dem letzten Lager seinem Heiland vor: „Herr, du hast gesagt, ich bin dein. Da­von lasse ich nicht, das halte ich dir vor, davon kannst du auch nicht lassen!"

Am Karfreitagmorgen um 6 Uhr waren Anfech-

tung und Leid endlich vorüber, und der Ohm war da­heim. Wie wird er in der Ewigkeit das Lied des Lam­mes mitsingen, das ja schon auf Erden sein liebstes war!

Solch eine Beerdigungsfeier wie die vom Ohm Michel am 2. Ostertag 1900 hatte Weidenau noch nie gesehen. 2000 Menschen gaben dem Heimgegange­nen das letzte Geleit. In den mancherlei Ansprachen und Zeugnissen jenes Tages klang es immer wieder durch: „Diesem Mann eine Leichenrede zu halten, ist leicht. Sie heißt: Die Gnade Gottes rühmen." Ja, das war August Michels einiger Trost im Leben und im Sterben, daß man durch die Gnade des Heilandes aus einem Mann des Verderbens ein Kind Gottes werden darf, und daß diese Gnade alle wunderbar hält, bewahrt und durchträgt, die auf sie ihr Vertrauen setzen. Wie er in diesem Tröste lebte und gewiß war, zeigte ein Ausruf in der letzten Zeit seiner Krankheit: „ J o n g (Junge), all e s b ezahlt! Alles bezahlt! Nichts mehr abzumachen! Der Herr Jesus hat alles gut gemacht!"

Schön und ermutigend hat einer in der Trauerfeier im Weidenauer Vereinshaus im Blick auf den Ohm gesagt: „Der Stärkere kam über den Starken und

nahm ihn zum Raube. Da bekommt man Vertrauen zu der Gnade. Man sagt sich, wer das einmal kann, der kann das auch noch öfter, und man faßt stärkeres Vertrauen zu der Gnade, die so Wunderbares tun kann.“

Ohm Michel — ein Raub und Ruhm der Gnade! Das ist das Geheimnis seines Lebens und des Lebens aller, die um Jesu Christi willen Gott als liebenden Vater kennen. Noch etwas ganz Feines wurde bei Ohm Michels Beerdigung bezeugt, das sollten wir auch hören und uns zu eigen zu machen versuchen:

6 Rahlenbeck

.Der Ohm Michel, der hatte die Leutelieb. Wer ihm nahe kam, der merkte: Der Mann hat midi lieb. Er suchte nicht das Seine, sondern das Unsrige, er war herzlich gegen uns. Seht, das ist etwas, womit ihn der Herr geschmückt hatte, diese einfäl­tige Liebe zu den Menschen! Es kommt nicht nur darauf an, daß man Worte macht, sondern darauf, ob auch die herzliche Liebe in uns wohnt.“

Ja, das ist etwas, wenn einer einen lebendigen Heiland hat und seine freie, kräftige Gnade rühmen kann. Ja, und das ist auch etwas, wenn einer mit der Liebe Jesu die Leute liebt! Weil der Ohm Michel beides hatte und tat, darum war er etwas! Aber nicht zum eigenen Ruhm, sondern zum Preis seines herr­lichen Gottes und Heilandes!

Vater Wirths

Der Lebensgang

Von dem Leben des schlichten Mannes, der in die­sem Büchlein den Beschluß macht, ist wirklich nichts Aufregendes und Weltbewegendes zu berichten. Es ist noch viel mehr in der Stille und Unscheinbarkeit dahingegangen als die Erdenläufe des Herdecker Fienenpastors und des Siegerländer Originals Ohm Michel. Und doch ist der Vater Wirths ein Mann reichen und tiefen Segens gewesen, eins von den wurzelechten Originalen, wie sie des Heilands Meisterhand immer wieder unter den unbekannten und einfachen Leuten aus dem Volke gefunden und geprägt hat, einer von den „Gelehrten\*, die ihre Weisheit nicht von menschlichen Kathedern geholt, sondern in der Schule des Heiligen Geistes, in einem Leben unter der Führung Gottes gelernt haben.

Es ist die Gemeinde Wiehl im schönen Ober- bergischen Land, dem östlichen Ausläufer des Regie­rungsbezirks Köln, in der Christian Wirths sein Leben zugebracht hat. Was führten in seiner Jugend die Menschen noch für ein armes, bescheidenes Le­ben! Wie hat sich das auch in Wiehl geändert! Der Hauptort der Gemeinde, das schmucke Kirchdorf Wiehl, ist längst vom Fremdenverkehr entdeckt wor­den, die Industrie hat regen Ausbau erfahren und Wohlstand unter die Leute gebracht. Zur Gemeinde Wiehl gehören viele kleine Ortschaften, die für das Oberbergische so charakteristischen „Höfe\*. In einem davon, Oberfischbach, wurde Christian Wirths am 22. Dezember 1826 geboren.

Der Vater verdiente in einem Eisenerzbergwerk, das inzwischen lange eingestellt ist, mühsam sein Brot. Es reichte kaum zur Ernährung der Familie. Schon als Schulbub mußte Christian mitverdienen.

Er hütete für die Nachbarn die Kühe und machte Bo­tengänge für eine Firma. Wie Butter schmeckte, wußte der Junge kaum zu sagen; denn die Butter, die man von den Kühen gewann, wurde restlos ver­kauft. Aufs Brot kam ein Marmeladengemisch aus Aepfeln und Birnen. Kuchen gab es kaum jemals. Und doch erklärte der alte Vater Wirths von den armseligen Zuständen seiner Jugendzeit, daß damals die Menschen viel zufriedener gewesen seien als „heutzutage". Dieses „Heutzutage" waren die Jahre um 1910. Was würde er erst sagen, wenn er das Ge­hetze und Gerenne, die Ansprüche, die Maßlosigkeit, den Lebensstil und den Vergnügungsrummel von heute kennengelernt hättel

Der Schuljunge Christian Wirths hat sich gern von etlichen Veteranen, die noch die napoleonischen Kriege, die „Franzosenzeit", miterlebt hatten, ihre Heldentaten erzählen lassen. Da gab es doch tatsäch­lich im Oberbergischen Männer, die bis nach Ruß­land, Spanien und Italien verschlagen worden wa­ren. Aehnlich abenteuerlich waren Geschichten von einer Falschmünzerbande, die in dem kleinen, abge­legenen Hof Feld ihr Unwesen getrieben hatte. Die Ortschaft war längst vom Erdboden verschwunden. Auch von einer ebenfalls ausgetilgten Wirtschaft, in der Raub und Mord vorgekommen sein sollten, wuß­ten die Leute gruselig zu erzählen.

Von geistlichem Leben war damals noch nicht viel zu entdecken. Häßlich waren die Gelage und Tanze- reien, die sonntags losgingen, wenn das Amen in der Wiehler Kirche kaum verklungen war. Aus dem Got­tesdienst zog jung und alt gleich in die benachbarten Wirtshäuser. Das Wort Gottes und wirkliches Leben aus Gott und in brüderlicher Gemeinschaft waren sehr rar. Aber mancherlei Wandlung kündigte sich an. Der auch in andern Gemeinden des ober­bergischen Landes herumreisende Händler Jakob

Müller, den das Volk „das Gebetsmännchen" nannte, kam nach Großfischbach und in Christian Wirths’ Elternhaus, Dann bekam der Junge sein Stüde Zucker und mußte die Leute einladen zur Bibelstunde.

Aus dem Siegerland kam gelegentlich Till- mann Siebei, der Vater der Siegerländer Ge­meinschaften, herüber ins Oberbergisdie. Solche „Stunden" neben den offiziellen Gottesdiensten wurden damals noch weithin als etwas Unerhörtes angesehen. Es konnte Vorkommen, daß die Besucher auf dem Heimweg mit Steinen beworfen wurden, ja daß während der Versammlung die Steine zum Fenster hereinflogen. Die Pastoren waren den „Stun­den“ im allgemeinen nicht gewogen. Eine rühmliche Ausnahme machte Pastor Engels aus Nümbrecht und sein Freund Otto Funcke aus Holpe. Dem blieb einmal, als er zu einem Fest der „Evangelischen Ge­sellschaft" nach Wiehl gerufen wurde, die Kirchen­tür verschlossen, während sich auf der Wiese hinter der Kirche das Schützenzelt mit seinem Treiben breitmachte. Dagegen hatte der Pastor nichts einzu­wenden. Aber das sind Dinge, die sich ereignet ha­ben, als Christian Wirths schon lange kein Schulbub mehr war.

Nach der Schulentlassung versuchte Christian sich zunächst in verschiedenen Stellen als Knecht, Hand­langer, Bergmann, bis er als Former in die Fabrik R e u s c h , später Merrettich eintrat. Aus dem bescheidenen Unternehmen ist inzwischen die große Bergische Patentachsenfabrik geworden, deren Er­zeugnisse in alle Welt hinausgehen. Dort hat Wirths 30 Jahre gearbeitet.

Christian Wirths hat für fromme Eltern zu danken gehabt. Der Vater las gern aus alten Gebetsbüchern vor; inniger und persönlicher noch war der Glaube der Mutter. Ihr Vorbild hat den Jungen tief beein­druckt und später mitgewirkt, daß er den Heiland suchte und fand. Die Mutter wurde viel an Kranken- und Sterbebetten gerufen. Sie hatte eine feine Gabe, zu trösten und Kranken zu dienen. Die hat Christian Wirths auch besessen und im Segen betätigt.

Mit seinem regen Geist und seiner schnellen Auf­fassungsgabe hätte der Christian ein Studium spie­lend gemeistert. Er ist aber nie aus seinen beschei­denen Verhältnissen herausgekommen. Sein Wis­sensdurst ist jedoch nicht ganz ungestillt geblieben. Schon der Kuhjunge hat beim Pastor Bücher entlie­hen und eifrig darin gelesen. Christian Wirths konnte das Gelesene behalten. So war es kein Wun­der, daß ihm später, wenn er in den Bibelstunden diente, allerlei Geschichten von allerlei Leuten zur Verfügung standen, die das Gesprochene würzten und anschaulich machten. Männer wie Antonius und Ambrosius, Diogenes und Aristoteles, Alexander der Große und Cäsar wurden auf diese Weise in ober- bergischen Bauernstuben bekannt.

Was für einen Liederschatz hat Christian Wirths sein Leben lang in Kopf und Herz beherbergt! Lie­der flössen nur so in seine Erzählungen und Anspra­chen hinein. Er hat auch unermüdlich neue auswen­dig gelernt. Mit 91 Jahren lernte er noch das Lied: Ach mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte! Die­ses herrliche Zeugnis von dem rettenden und be­wahrenden Heiland hatte es ihm angetan. Und er schaffte es, wenn er auch hinterher zugeben mußte, daß es ein nicht ganz leichtes Stück Arbeit gewesen sei.

Eine treue Gefährtin hat die Gnade Gottes unserm Vater Wirths zugesellt. Er holte sich seine Karoline ganz in der Nachbarschaft des heimatlichen Dorfes, in dem kleinen Hof Zaun. Er war schon 35 Jahre alt, als er in den Stand der Ehe trat. Bis dahin war er bei den Eltern geblieben und hatte sie mitver­sorgt und ihnen als dankbarer Sohn die Last des Al­ters tragen helfen. Die Frau paßte ganz zu ihm. In einem war sie ihrem Mann sogar noch voraus. Vater Wirths mußte sich vom irdischen Besitz erst nach und nach loskämpfen, Mutter Wirths hat an ihm eigentlich nie gehangen. Bei Verlusten, wenn der Vater den Kopf hängen ließ, lautete der Mutter er­munterndes Sprüchlein: „Laß doch fahren, es ist ja nur ein irdisch Gut!“

Gastfrei war das Wirthssdie Haus in Zaun, den Gläubigen und den Armen allezeit offen. Zu den eigenen Kindern, die geboren wurden, nahmen die Eheleute Wirths noch drei Waisenkinder ins Haus. 1911 feierten sie die Goldene Hochzeit. Viel Liebe und Anhänglichkeit erfuhr das Jubelpaar. Viel Gu­tes wurde gesagt. War es denn da so ganz am Platze, daß Vater Wirths aufstand und in seiner Ansprache ausgerechnet den Ton anschlug: „Heute gedenke ich an meine Sünden“? Aber so war er eben, der liebe Vater Wirths, ein durch und durch demütiger Mann, der Menschenlob und Menschenehre abwies, sich seiner Schwachheit und seines Versagens gründlich schämte und als seinen einzigen Trost die Gnade und Treue seines Heilandes wußte, der er und seine Gefährtin alles, aber auch alles zu verdanken hatten. Unter Tränen kam es aus seinem Munde, in seinem geliebten Platt: „Mir sing et nit wert, mir

sing et nit wert!" Der Mann, der es in langen Jahr­zehnten bei Jesus so gut gehabt hatte, konnte es nicht lassen, er mußte an diesem Tage der goldenen Hochzeit alle Besucher und Gratulanten liebevoll und dringlich einladen: „Ihr lieven Lü, o kommt doch alle zu Jesus!“

Aber wann und wie war denn der Vater Wirths selber zu Jesus gekommen? Es war in der Zeit seiner Verheiratung, als ihn die Hand des Heilandes zur Gewißheit des Heils führte. Er wollte denselben

Frieden haben, den er bei seiner gottseligen Mutter gesehen und bewundert hatte. Lange hat er im Gebet ernstlich darum gekämpft, bis ihm das Licht der Gnade aufging. Viel Geschrei hat er von seiner Le­benswende nicht gemacht. Es war ihm lieber, daß die Leute etwas von dem Neuen sähen, als daß er ihnen viel davon vorschwatzte. Und sie haben es gesehen! Vieles, was er mitgemacht, woran sein Herz gehangen hatte, warf er als Sünde und Kram jetzt weg. Man sah ihn nicht mehr in der Gesell­schaft der Kartenspieler, in der er manche Stunde zugebracht hatte. Nun fand er sich bei den Stunden­leuten, den Stillen im Lande, ein, und da fand er Ge­fährten, mit denen er auf dem Pilgerwege immer enger zusammenwuchs, da schloß er Freundschaften auf dem Grund der Liebe Jesu, die hielten.

Treu war unser Vater Wirths im Besuch der Got­tesdienste und Versammlungen. Er war schon 89 Jahre alt; aber kein Regen, kein Schnee und kein Glatteis hinderten ihn, seinen gewohnten Platz im Gotteshaus und in den Versammlungen einzuneh­men. Und er war kein „stummer Hund", sondern ein Zeuge Jesu, ein Werber für den Heiland. Mancher dankt ihm den schönsten und wichtigsten Dienst, den ein Mensch durch die Gnade Gottes einem anderen tun darf, manchem zeigte er den Weg zum ewigen Leben.

Alt, uralt ist Vater Wirths geworden. An seinem 90. Geburtstage hat er aus dem Schatz des Wortes Gottes den 103. Psalm hervorgeholt und ihn auswen­dig hergesagt. Als er an die Worte kam: „Der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler“, da schlug er jugendlich lebendig die Hän­de ineinander und warf die Arme in die Höhe. Wenn er alle die Wege, Führungen, Bewahrungen, Segnungen seines langen Lebens überdachte, dann fand er lauter Stoff und Grund zum Lob Gottes, zum

Preis seiner Gnade: „Edi kann et üch nit all saan

(sagen)! Ganze Dä (Tage) könnt ech üch erzählen. Ech han et erfahren. O wat förr en treuen Gott han mir!"

Bis in sein hohes Alter ist Vater Wirths nie krank gewesen. Aber die Kranken haben an ihm einen treuen Freund gehabt. Ja, konnte er, der Gesunde und Rüstige, die Kranken überhaupt verstehen? Konnte er ihnen etwas Wirksames geben an Hilfe und Zuspruch? War da nicht die große Gefahr, daß er nur Worte machte und nichtssagenden Trost spen­dete? O nein, der Vater Wirths hat nichts Billiges dahergeschwätzt, er hat nicht von außen her und von oben herab die Kranken und die Trauernden abge­speist. Seine Worte an den Krankenbetten sind be­dacht und voll Liebe gewesen; sie wurden aus einem Herzen, das tief mitfühlte, gespendet, sie kamen aus der heiligen Sorge heraus, daß die Kranken doch ja nicht den einen, den eigentlichen, den einzigen Trost verfehlten, der im Leben und Sterben hält, den Trost der Gnade Gottes in Jesus, daß sie doch ja nicht ver­säumen möchten, ihr Leben durch die Vergebung des Heilandes für die Ewigkeit zu ordnen. Die Not der Krankenbetten und der Trauerhäuser ging ihm per­sönlich so nahe, daß er einmal sagte: „Nein, ich kann in dieses Haus jetzt nicht hineingehen; es ist mir zu schwer!" Er, der bis ins hohe Alter hinein bei schwa­cher Leibeshütte Rüstige, war schon der rechte Mann für die Kranken und Leidtragenden.

Vater Wirths wußte von mancherlei wunderbaren Bewahrungen durch seinen Herrn im eigenen Leben und bei den Familienmitglieden zu erzählen. Es spielten gelegentlich Träume und Vorahnungen bei ihm eine eigenartige Rolle. Einmal konnte er abends nicht einschlafen, eine merkwürdige Unruhe packte ihn, und er mußte anhaltend beten. Er spürte: Eine Gefahr ist im Verzug. Und richtig, 2 Stunden später kam die Nachricht, daß einer seiner Enkel in der Fa­brik mit dem Kopf in die Maschine geraten und schwerverletzt nach Köln ins Krankenhaus gebracht worden sei. Die Aerzte gaben nichts mehr für das Leben des Jungen. Vater Wirths aber betete weiter, und der Enkel kam durch und wurde wieder ganz ge­sund. Das Eingeständnis der Aerzte lautete: „Hier müssen höhere Mächte eingegriffen haben.“

1913 ging die geliebte Gefährtin heim, und von da an bereitete sich auch Vater Wirths auf die letzte Reise vor. Er bat den Herrn, er möge ihm doch ein langes Krankenlager ersparen, damit er niemandem zur Last falle. So kam es auch. Nur wenige Tage mußte er liegen. Am Abend des 15. November 1917 sagte er seinen Kindern, er werde in der kommen­den Nacht sterben. Dann verbesserte er: „Kinder, es wird noch Morgen werden, ehe der Herr mich heim­holt.“ Er ermahnte sie, sich nicht um das Erbe zu zanken. Es mußten ihm die Lieder vorgelesen wer­den, mit denen er selber so oft tröstend an die Betten der Kranken getreten war. Wie machte es ihn still, zu hören:

Größtes Wort, das je vernommen,

Botschaft, die von Gott gekommen, seiner Liebe höchster Ruhm:

Feinde, die ihn frech verhöhnet, hat Gott selber sich versöhnet!

Das ist Evangelium! **....**

Wer zu ihm gekommen, kindlich im Vertrau'n, der wird mit den Frommen einst ihn selber schau'n.

Klopfet dann der Pilger einst ans Vaterhaus:

Wer da kommt zu mir, den stoß' ich nicht hinaus! Ja, es mangelte Vater Wirths nicht an Trost in den letzten schweren Stunden. Aber es war auch Not da, und aus ihr heraus sprach und bat der Scheidende: „Kinder, Sterben ist kein Kinderspiel! Betet!“ Dann kam die zehnte Morgenstunde des 16. November. Jetzt lag der Vater still und friedlich da. Auf einmal nahm er sein Käppchen ab, wie er beim Beten zu tun pflegte, legte es vor sich aufs Bett, faltete die Hände, schaute auf zum Himmel, legte sich zurück in die Kissen und war entschlafen.

Liebe zu Jesus und den Seinen

Wir haben den schlichten Rahmen dargestellt, in dem das Leben unsers Vaters Wirths sich abgespielt hat. Nun wollen wir in dieses Leben noch ein wenig hineinlauschen und nachspüren, wie es in aller äußeren Unscheinbarkeit ein Leben voll Kraft, Segen und Frucht gewesen ist. Das ganze Geheimnis war eigentlich dies: Der Vater Wirths hat den Herrn

Jesus Christus sehr liebgehabt. Wenn er diese Liebe, ihren Grund und ihre Innigkeit, ausdrücken wollte, dann griff er in den unerschöpflichen Liederschatz hinein, der ihm stets zur Verfügung stand:

Ohne dich, was ist die Erde?

Ein beschränktes, finstres Tal.

Ohne dich, was ist der Himmel?

Ein verschlossner Freudensaal.

Ohne dich, was ist das Leben?

Ein erneuter, finstrer Tod.

Ohne dich, was ist das Sterben?

Nachtgrau'n ohne Morgenrot.

Es gefiel ihm, was der bekannte Pastor Otto Funcke einmal in Nümbrecht gesagt hatte: Der Kirchenvater Ambrosius erschütterte die Leute mit gewaltigen Predigten. Als einer zu ihm kam und wissen wollte, wie er selig werden könne, gab ihm Ambrosius den Rat: „Bete 10 Vaterunser!“ Der

Mann kam wieder, es hatte nichts geholfen. Nun sollte er es mit Almosen versuchen. Aber auch auf diesem Wege kam er nicht zum Frieden. Beim drit­tenmal sagte ihm Ambrosius: „Ja, es gibt ein Mittel, das ganz gewiß hilft. Das ist das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes; das macht uns rein von aller

Sünde." „Das hättest du mir aber auch eher sagen können", tadelte der geängstigte Mann den Kirchen­vater.

Soweit hatte Funcke erzählt, und dann rief er: „Ich will es nicht machen wie Ambrosius. I c h w i 11 mit dem Wichtigsten anfangen!" Und der die Geschichte berichtende Vater Wirths fügte mit herzhafter Zustimmung seinerseits hinzu: „Un so han ech et ooch. Aanfangen will ech domit!" Einem jungen Hilfsprediger, dessen Predigten keinen rech­ten Anklang fanden, und der ihn um Rat fragte, gab er die Weisung: „Ihr müßt mehr vom Hei­landpredigen!“ Es folgte der Liedervers:

„Im Leben bringt uns nichts zur Ruh' als Jesu Blutvergießen.

Das decket alle Schulden zu und reinigt das Gewissen."

Ein anderer Vers so recht nach Christian Wirths' Sinn lautete:

„Alle Höllenpforten krachen, wenn der Nam' im Herzen schallt!"

In seine Bibelstunden flocht Vater Wirths gern Bei­spiele ein, die die rettende Kraft des Namens Jesus bezeugten. Hier ist eins davon:

Eines Tages klopfte ein gutgekleideter Mann in einem Hause der Gemeinde Nümbrecht an: „Ich

wollte Eure alte Mutter gern noch mal sehen und ihr Dank sagen.“ „Unsere Mutter", gab der Hausvater zur Antwort, „die ist leider nicht mehr hier. Die ist vor zwei Jahren in die Ewigkeit abgerufen worden.“ Da traten dem Fremden die Tränen in die Augen. „O wie mich das schmerzt! Ich hätte ihr so gern noch mal persönlich gedankt. Dazu habe ich eine weite Reise unternommen. Nun, dann darf ich wohl Euch meinen Dank abstatten und Euch meine Geschichte erzählen.“ Die beiden Männer gingen in die Küche. Der Fremde setzte sich auf eine Bank und sagte: „Hier habe ich schon mal gesessen vor etlichen Jah­ren. Da war ich noch ein Vagabund, der durch die Lande streifte. Betrunken bin ich hier durch den Hof gekommen und bettelte mir das Nötigste zusammen.

Eure Mutter speiste mich aber nicht mit 2 Pfen­nigen ab. Sie holte mich herein, ließ mich hier sitzen, kochte mir Kaffee und fing an, mit mir zu reden, wie noch kein Mensch mit mir geredet hatte. Sie zeigte mir, wie elend mein Leben sei, und ermahnte mich, ich solle das Trinken doch lassen. O Mutter, gab ich zur Antwort, das ist ja gerade mein Elend! Wenn ich an einer Wirtschaft vorbeikomme, dann ist es ge­rade, als wenn mich ein paar unsichtbare Hände packten und hineinzögen. Ich kann nicht Vorbei­gehen. Ich muß hinein!

Da hat denn Eure Mutter noch mal angefangen und hat mir vom Herrn Jesus erzählt, wie ich es so noch nie gehört hatte: ,Wenn du nun von weitem die erste Wirtschaft siehst, dann fängst du an, unaufhörlich zu beten: O, Herr Jesu, bring mich dran vorbei! O Herr Jesu, bring mich dran vorbei! — Du sollst mal sehen, er ist stärker als der Teufel und hilft dir vorbei.’ — Ich hab’s versucht, mit Zittern und Zagen. Ich habe den Herrn Jesus angerufen — und bin an der ersten Wirtschaft vorbeigekommen. Und an der zweiten bin ich auch vorbeigekommen und an der dritten — und an ihnen allen! Und der Herr Jesus hat einen neuen Menschen aus mir ge­macht. Kann ich nun hier unten meiner Lebensrette­rin nicht mehr danken, dann kann ich es doch dort oben tun.“

Ja, so erzählte der Vater Wirths, und dann fügte er mit fröhlicher Bekräftigunghinzu: „Kann man es da nicht mit Händen greifen:

„Alle Höllenpforten krachen, wenn der Nam' im Herzen schallt!?"

Diesen Jesus, der so Wunderbares tun kann, der auch ihn gerettet und zum Kind Gottes gemacht hatte, liebte Christian Wirths wirklich über alle Maßen. Wie hätte er darum nicht auch denen von Herzen gut sein müssen, die den Heiland ebenfalls liebhatten und sich zu ihm als ihrem Herrn hieltenl Er machte nicht mit, wenn die Gläubigen wegen der auch ihnen noch anhaftenden Schwachheiten, des auch bei ihnen noch vorkommenden Versagens und Straucheins von den Weltleuten oder gar von from­men Lästermäulern mit Wonne beobachtet und ge­schmäht wurden. Sein Rat lautete vielmehr:

„Wenn einer von denen gefallen ist, die mit uns auf dem Wege sind, dann wollen wir ihm aufhelfen, nicht aber die Schande weitertragen. Als Saul gefal­len war, da sang David: Sagt’s nicht an zu Gath, ver- kündet’s nicht auf den Gassen zu Askalon, daß sich nicht freuen die Töchter der Philister, daß nicht froh­locken die Töchter der Unbeschnittenen!“ (2. Sam. 1, 20.)

Die Leute, die gern andere mit Vorwurf und Tadel bedenken, sollten, ehe sie den Mund auftun, der schönen Geschichte nachdenken, die Vater Wirths gerade für sie erzählt hat:

„Ich weiß von einem Presbyter (Kirchenvorsteher), der kam zu seinem Pfarrer, um ihm den Vorwurf zu machen, er habe einen schweren Fehler begangen. Da sagte der Pfarrer: .Dann wollen wir zuerst beten, damit der Herr Ihre Worte an mir segnet.’ Damit fiel er auch schon auf die Knie und betete ernstlich um die Gnade, die Worte des Mannes richtig aufzu­nehmen. ,Nun\ sagte er darauf, ,was haben Sie mir zu sagen?’ Zuerst schwieg der Mann ganz verlegen, und dann sagte er: ,Es ist schon gut, ich weiß nichts mehr!’ — So wird Gott die meisten Anschuldigungen seiner Kinder verwehen lassen in seinem Gericht. Und: wenn jemandes Wege dem Herrn Wohlgefal­len, dann macht er auch seine Feinde mit ihm zufrie­den.“ (Sprüche 16, 7.)

Vater Wirths ist einmal im Juli durch das Feld ge­gangen. Da ist ihm ein Mann begegnet, der immer gern den „Fienen", den Gläubigen, etwas am Zeug flickte und vor allen Dingen darüber schalt, daß sie in ihrem Hochmut sich besser vorkämen als die an­deren, sie seien ja die „Bekehrten". Auch dieses Mal spottete der Kerl: „Wirths, auf meinem Felde, da sind viele Aehren, die stehen höher als die an­dern. Das sind die FienenI“ Wirths war um eine treffende Antwort nicht verlegen:

„Ich komme gerade aus dem Busch. Da habe ich nach Aehren gesucht und keine gefunden. Aehren sind eben nur auf dem Felde und nicht im Busch. Du und deine Sorte, ihr gleicht dem Busch. Von Fröm­migkeit ist bei euch keine Spur zu finden. Der himm­lische Schnitter wird bei euch, im Busch, keine Frucht finden. Dazu muß er auf das Feld gehen. Und wenn unter uns Frommen auch etliche Stolze sind — bei den Fienen muß Gott doch seine Frucht finden, nicht bei euch."

Und noch ein Beitrag zu den Klagen gegen die Frommen in Vater Wirths oberbergischem Platt: „Wann eener üwer die Frommen schängt (schimpft), dann saan ech (sage ich): Am jüngsten Dä, do fingt et sich. Dann frööt (fragt) der Herr nit: Wat het ding Noohber (Nachbar) jedoon? Dann heest et: Wat hest du jedoon?"

Man muß es genau nehmen!

In Liebe war Vater Wirths dem Volke Gottes ver­bunden. Jedermann sollte es wissen, daß da und sonst nirgendwo sein Platz war. Aber es war bei­leibe nicht so, als ob er mit dem Mantel des Verste­hens und Verzeihens einfach alles zugedeckt hätte, was in den Reihen der Gläubigen an Unrecht, Zucht-

losigkeit und mangelndem Ernst in der Heiligung vorkam. Er wußte und bezeugte: Die Gnade rettet, heiligt, bewahrt, vollendet. — Aber sie kommt nicht zwangsmäßig über uns. Immer wieder betonte Vater Wirths: „Mir sing mit dobi!" (Wir sind mit dabei!) Er liebte die Gnaden- und Glaubenspredigt. Aber es mußte die teure Gnade sein, die zur Zucht und zum Gehorsam antreibt. Darum freute er sich an der Ver­kündigung, die beides tat, die erwecklich die Fern­stehenden ansprach, und die zugleich den Christen das Gewissen schärfte: „So woor’t räät! (So war es recht!) Scharp mutt et sing! Et mut Salz bi dat fuul Fleesch!"

Daß bei den Gläubigen nur das Gewissen fein wach ist und immer schärfer wird! Das war Vater Wirths' Sorge für sich und alle Kinder Gottes. Einmal hatte ein Kaufmann beim Herausgeben des Geldes sich zu Wirths’ Gunsten vertan. Der macht ihn gleich auf den Irrtum aufmerksam. „Warum habt Ihr denn das Geld nicht einfach eingesteckt?" forscht der Kauf­mann. Da klopft Vater Wirths auf die Brust: „Hier sitzt das Gewissen. Das würde sich stürmisch mel­den, wenn ich mit dem Geld, das mir nicht gehört, heimginge." Des Kaufmanns bezeichnende Antwort lautet: „Ach, wenn man dat mechmool deet, dann

schwieht dat ooch still!"

Nein, das Gewissen darf eben nicht Stillschweigen. Es muß reden und sich melden, es muß beunruhigen, es muß heimlichen Schaden aufdecken, es darf sich erst dann zufrieden geben, wenn jeder Bann aus dem Weg getan ist, der das Verhältnis des Gotteskindes zu seinem Heiland und die Freudigkeit des Gebetes lähmt. Vater Wirths erzählte in diesem Zusammen­hang von einem Schreiner, der gar nicht mehr fröh­lich beten konnte, bis ihn sein gottseliger Geselle fragte: „Meister, ist Euer Gewissen auch frei?" Schlagartig war es da dem Mann bewußt: Nein,

mein Gewissen ist nicht frei. Da ist eine böse Sache, die muß in Ordnung gebracht werden. —

Der Mann hatte einem armen Mädchen, das Dia­konisse werden wollte, eine Reisekiste gemacht, sie sollte sie als Geschenk haben. Dann hatte er ihr aber doch drei Taler abgefordert. Und diese drei Taler lagen nun als heimliche Last auf dem Gewissen und verhinderten das zuversichtliche Gebet. Erst als sie dem Mädchen zurückgesandt waren und der Meister für seine Habgier um Verzeihung gebeten hatte, war das Gewissen wieder frei, konnte er wieder kindlich beten.

Das Herz muß frei von Geiz und Habgier sein. Vater Wirths hatte da auch seinen Kampf. Er, der von Kindheit an in ärmlichen Verhältnissen leben mußte, hatte sich gegen die Ueberschätzung der Er­dengüter zu wehren. Nein, er wollte nicht an ihnen hängen! Wie tat es ihm leid, daß die Menschen so an dem Nichtigen klebten, nach dem Vergänglichen trachteten und das Ewige fahren ließen! „Waan eener am Wasser stüng un sääte för die op der angeren Sitte: Kommt erüwer, ech ge’en (gebe) üch dat ewige Leben, dann sääten se all: Et Wasser is so nass un so kalt. Wann he awer sääte: Wer erüwer kümmt, de kriet 10 Daaler — plutsch, plutsch, Sprün­gen se all int Wasser!"

Nicht am irdischen Gut hängen! Weiter empfahl Vater Wirths: Aber viel vom irdischen Gut für den Herrn und das Werk der Liebe und der Mission ge­ben! Im Geben treu sein, es genau nehmen! Nichts dem Herrn vorenthalten, was einmal seiner Sache zugedacht ist! Zur Warnung hatte Vater Wirths auch hier eine Geschichte auf Lager, die spielte in einer Zeit, in der es irgendwo Geldstücke gab, auf denen ein springendes Pferdchen geprägt war. Sie waren nicht so sehr häufig. Ein Bauer hatte gelobt, wenn ihm solch eine Münze in die Hand käme, die solle

7 Rahlenbeck

97

stets der Mission gehören. Und so war denn immer wieder einmal ein 50-Pfennig-Stück, seltener ein Ta­ler in die Missionsbüchse gewandert.

Da wollte es aber eines Tages der „Zufall" oder das „Unglück" — so sah es der Bauer im ersten Augenblick an —, daß ihm doch tatsächlich ein Goldstück mit solch einem springenden Pferd­chen bei einem Kuhverkauf ausgehändigt wurde. Das hat er ja gar nicht geahnt, daß es auch Gold­stücke mit dieser Prägung gab! Nein, in diesem Fall brauchte er sich nicht an sein Versprechen gebunden zu fühlen. Aber ganz wohl war ihm nicht dabei, als er das Goldstück beiseite tat. Er mußte es auch im­mer wieder betrachten. Dabei entdeckte er eine Um­schrift, die ihm der um Auskunft gefragte Pfarrer als das lateinische Wort „Nunquam retrorsum" — niemals zurück! — deutete. Da erkannte der Bauer, daß es auch für ihn in seinem Gott einmal ge­gebenen Versprechen kein Zurück geben durfte, und das Goldstück wanderte in die Missionskasse.

Gott und Menschen gegenüber ist diese Genauig­keit und Wahrhaftigkeit geboten. Vorbildlich war dem Vater Wirths sein Freund, der alte Kirchmeister Bubenzer. Der hatte einmal dicke Steine von seinem Acker in den Busch geworfen. Davon war einer in das Waldstück des Nachbarn weitergerollt. Obwohl es schon dunkelte, suchte Bubenzer noch nach dem Stein. Er fand ihn nicht; auch das Suchen am nächsten Morgen blieb erfolglos. Das machte den gewissen­haften Mann ganz traurig. Sein Vater war übrigens genau so gewesen. Der hatte einmal einem Nach­barn aus Gefälligkeit geholfen, einer Kuh eine große Wunde zuzunähen. Hinterher hatte er aus Versehen die Nadel mitgenommen. Prompt brachte er sie am nächsten Tag zurück. Wenn der Vater Wirths solche Beispiele erzählte, dann betonte er kräftig: „So muß es sein: Kein Faden noch Schuhriemen, der nicht mein istl“

Das alles hat gar nichts mit Gesetzlichkeit und frommer Werkerei zu tun. Vater Wirths hat einfach gut biblisch zusammengelassen, was zusammenge­hört: Glaube und Gehorsam, Gnade und Zucht, Ver­trauen auf das Verdienst Jesu und Dank für Gottes Heil in schlichter, treuer Nachfolge. Das praktische Christentum des Alltags, für das er so unermüdlich eintrat, war keine platte Moral, keine fromme Pflicht­erfüllung, sondern einfach Emstmachen mit der Tat­sache, daß der gute Baum gute Frucht trägt, daß das Evangelium von der freien Gnade die Herzen um­wandelt, das Leben erneuert.

Wirths erzählte gern von dem badischen Er­weckungsprediger Henhöfer, der in einer Zeit, als auf den Kanzeln und in den Kirchenbehörden noch die armselige Vernunftfrömmigkeit vorherrsch­te, kräftig von der Gnade und dem Blut Christi ge­predigt hat. Das brachte ihm manchen Tadel von sei­ner Vorgesetzten Behörde und die Mahnung ein, er solle den Leuten mehr Moral predigen und sie an ihre Pflichten erinnern. Wie töricht solche Vermah­nung sei, machte Henhöfer seiner Gemeinde in einer Predigt an dem köstlichen Beispiel von dem alten Holzbirnbaum hinter seinem Pfarrhaus klar: „Daß

der Baum nur Holzbirnen hervorbringt, ist doch eigentlich unerhört und ärgert mich schon lange. Ich will ihm jetzt mal kräftig Moral predigen und ihn an seine Pflichten mahnen: Holzbimbaum, es wird all­mählich Zeit, daß du saftige Bergamotten hervor- bringstl — Ich sehe an euerm Lächeln, daß ihr die Sache verstanden habt. Wie kann der alte, nicht wie­dergeborene Mensch wahrhaft göttlich leben und handeln? Das Evangelium muß ihn fassen und ver­wandeln. Darum predige ich weiter von der Gnade und dem Blut Christi. Wer nun die Botschaft recht

im Glauben hört und aufnimmt, bei dem bleibt die .Moral’ oder, biblisch gesprochen, die .Frucht’ nicht aus.“

Wenn der Vater Wirths die Frucht suchte und for­derte, dann ging es ihm um die Echtheit des Glau­bens, der die Verherrlichung des Herrn sucht. Darum und nur darum erklang unermüdlich seine Mahnung: .Man muß es genau nehmen!" „De Sunn mutt rin 6<hingen können!“ „Gott siehet das Herz an, aber die Welt siehet den Wandel an!“

Vertrauen und Demut

Christian Wirths hat seinem Gott vertraut. Er war gewiß: Mein Vater führt mich, er führt mich recht; Dieses Vertrauen hatte einen ganz tiefen Anker­grund. Es war das Vertrauen dessen, der sich durchs Blut Jesu Christi erlöst wußte und darum gewiß war: Der Herr, der einen solchen Kaufpreis zahlte für meine ewige Errettung, wird sich sein teuer erkauf­tes Eigentum inNot und Grauen nicht nehmen lassen. „Hat zu viel an mich gewandt, um mich wieder loszulassenl"

Dieser Liedervers barg Vater Wirths’ ganzen Trost. Eine ihm sehr liebe Geschichte drückte das­selbe aus: Da ist in Amerika ein Mann gewesen, der wollte an seinem Dach etwas reparieren lassen. Er nahm 2 Sklaven mit nach oben. Dann schob er ein Brett durch die Dachluke, befahl dem einen Sklaven, sich im Innern auf das Brett zu setzen, und der an­dere sollte draußen auf dem Brette stehend die Re­paratur machen. Aber der Sklave weigerte sich ganz entschieden und sagte: „Der könnte aufstehen, und dann läge ich unten." Da setzte sich der Herr selber aufs Brett, und augenblicklich ging der Sklave aufs Dach. Als die Arbeit fertig war, fragte der Herr: „Warum bist du denn jetzt gegangen? Ich hätte ja auch aufstehen können I“ „O nein, Herr, das wäre nicht möglich gewesen, ich habe Euch zuviel ge­kostet. "

Wie wunderbar und selig der Herr seine Leute führt, davon wußte Vater Wirths vielerlei zu erzäh­len. Unvergessen blieb ihm jener verzweifelte Som­merfrischler, dem die Aerzte erklärt hatten, er habe die Lungenschwindsucht. In dieser Lage hat der Mann etwas getan, was er in gesunden Tagen weit von sich gewiesen hätte: er hat die Einladung, unter Gottes Wort zu kommen, angenommen. Und im Ver­einshaus in Wiehl hat er den Frieden gefunden. Später hat Vater Wirths ihn selber erzählen und rühmen hören, daß seine schwere Krankheit ein Stück der heilsamen Führung seines Gottes gewesen sei.

Eine Geschichte vom seligen Pastor Funcke gab Vater Wirths auch gern weiter. Der war unterwegs zu einer auswärtigen Predigt. Er mußte den weiten Weg von Holpe nach Siegen zu Fuß machen. Es fing an zu regnen. Otto Funcke wurde verzagt und betete: „Herr, nun läßt du mich hier durchregnen; ich kann ja heiser und krank werden und dann morgen dein teures Wort nicht verkündigen. Wehre dem Re­gen!“ — Aber es regnet und regnet, bis sich der Wandersmann endlich in ein kleines Häuschen am Wegrand flüchtet und sich dort etwas wärmt. Eine junge Frau steht am Herd, und ein Kindlein sitzt am Tisch. „Das ist aber ein schönes Kind", stellt Funcke fest. Da schreit die Mutter auf: „Es ist aber blind, und ich bin schuld daran! Die Blindheit ist Folge meiner Sünde!"

Ganz verzweifelt ist die Frau. Funcke versucht, ihr Trost zuzusprechen; nichts will haften. Schließlich ist es die Geschichte von dem Blindgeborenen aus Joh. 9, die langsam die dunklen Schatten und Selbst­anklagen von ihrer Seele weichen läßt. Dort heißt es ja: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine El­tern, sondern daß die Werke Gottes an ihm offenbar Würden." Nun will die Frau still warten und Gott Zutrauen, daß er auch an ihrem Kind seine Werke offenbare. Funcke aber weiß jetzt, warum der Regen gekommen ist.

Noch ein Erlebnis, das zum Vertrauen Mut machen will, aus Vater Wirths’ Schatzkiste: Es berichtet von dem Genfer Prediger M a 1 a n , dem Dichter des Liedes „Harre, meine Seele, harre des Herrn“. Ma- lan hält eines Tages auf einer Reise in einem Dorf eine Bibelstunde vor sehr aufmerksamen und aufge­schlossenen Leuten. Die bitten ihn, er solle nicht wei­terziehen, ohne einem kranken Mann oben auf dem Berge einen Besuch abzustatten. Der hätte ihnen eigentlich erst das Wort Gottes liebgemacht. Malan geht hinauf. Man sieht dem Mann gleich an, daß er todkrank ist. Malan, der seinen Namen zunächst nicht nennt, möchte gern wissen, wie der Kranke zum Glauben an den Heiland gekommen ist. Der er­zählt, dazu habe Gott die Schriften des Predigers Malan aus Genf gebraucht. Es sei immer sein Wunsch gewesen, diesen gesegneten Mann einmal zu sehen und ihm zu danken. Aber Gott, der ihm viele Gebete erhört habe, sei auf diese Bitte nicht eingegangen. Nun sei es zu spät. Das gab ein Stau­nen und Freuen, als sich jetzt der Besucher zu er­kennen gab: „Ich bin Malan!"

Wenn Vater Wirths in den Versammlungen diese und andere eigene und fremde Erfahrungen weiter­gab, dann fügte er wohl hinzu: „O der treue Gott! Wie hört er die Seinen! Wat müssen mir us schaa- men, dat mir em so wenig jelöwen! Be’et (betet), Kenger, be’et! Der Herr höört et gewess! Do kann mer et jo wier sehen!" Und dann ließ er noch das Lied singen:

,,Keiner wird zuschanden, welcher Gottes harrt;

sollt' ich sein der erste, der zuschanden ward?

Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort!

Eher fällt der Himmel, eh' mich täuscht dein Wort."

Das Vertrauen zum lebendigen Gott und Heiland wecken und stärken, darin erblickte Vater Wirths ein wichtiges Geschäft. Gegen den Hochmut streiten und zur Demut mahnen, das erschien ihm aber genau so dringlich:

„Mir sing jo van Natur us Hochmut zesamenjesat (zusammengesetzt). Un we warnt de Bibel dovörr! Ech denken desweien (immer: Demütig! Demütig! Demütig! Froher hatten mer en Sprüchwoord: Wer sich weiß zu bücken, dem wird es glücken. — Mir willen doch öm en demütig Herz be'en. Wat sing mir doch? Stoov van Stoov (Staub von Staub)! En hoher Geist, dat is nit gut. David danzte vörr der Bundes­lade her, un as he doförr verspottet wuer, sahte he: ,Ich will noch geringer werden denn also und will niedrig sein in meinen Augen.’ Jo, de Hochmut is de Süng aller Süngen (die Sünde aller Sünden), un an der Demut, do erkennt mer de Christen draan. We mechmool hät doch der ahl Pastoor Engels jesaht: ,Ist er auch demütig?’ Is de Hochmut all bi Welt­menschen so schroh (schlimm), bi Christen is he noch viel schlimmer. Denn et giet nix, wat us den Hiemel so faste verschlüüsst as der Hochmut."

Warnend erzählte Vater Wirths: „Ich habe einen gekannt, der betete in der Versammlung, er möchte die Gabe haben, den Kranken die Hände aufzulegen, daß sie gesund würden. Da sagte der alte Bruder Petermann: ,Wir wollen den Herrn bitten, daß er dem Bruder ein demütiges Herz schenke.’ Bald darauf fiel er in schwere Sünde, so daß er sich schä­men mußte. Dann bekam er die Schwindsucht und starb. “

Auf die Mode war der alte Wirths gar nicht gut zu sprechen; sie stand ihm zu sehr im Dienst der

Eitelkeit und des Hochmuts. Er empfahl da ein ganz derbes Rezept: „Se sollten et machen we der ahl

Pastoor Krummache r. Sing Fraa hat sichen stödi- gen (stattlichen) Hut jekooft. Do hät den Krum- macher kre’en (gekriegt) un op dem Hauklotz kaput jehauen. So woor et räät!" Hätte der Vater Wirths erst all die Modetorheiten und -tollheiten von heute miterlebt! Da wäre mehr als einmal heiliger Zorn über ihn gekommen.

Gute Ratschläge fürs Leben und fürs Sterben

Daß wir unser Vertrauen nicht wegwerfen und der Demut nachjagen, diese beiden trefflichen Ratschläge fürs Leben hat Vater Wirths im Vorstehenden uns eingeprägt. Er soll uns aber aus dem Schatz seines biblischen Wissens und seiner gereiften Erfahrung noch einige weitere Hilfen und Weisungen geben.

Fürs rechte Beten lernte Vater Wirths bei sei­nen Enkelkindern etwas Wichtiges, was er dann auch andern empfahl. Die Kleinen wußten, wenn der Opa zu Besuch kam, dann brachte er ihnen immer etwas mit. Dann liefen sie ihm entgegen, und ehe sie etwas von den in seinen Taschen verborgenen Herr­lichkeiten erblickt hatten, riefen sie schon: „Mer danken ooch,Großvatter,hest us ooch wat metbräät!“ So dürfen die Beter ihrem Heiland betend und dan­kend entgegenlaufen, weil sie wissen dürfen: Er hat eine große Macht und eine große Lust, der Seinen Bitten zu hören und zu erhören.

Eine starke Warnung vor mürrischem We­sen sprach Wirths mit folgender Geschichte aus: Da saß eine Frau, die im allgemeinen nicht unfreund­lich war, eines Tages zwischen einem ganzen Berg von Arbeit in ihrer Stube. Sie war nicht gerade in rosiger Laune. Da klopft es an die Türe. Die Frau ist ärgerlich: „Was klopft da einer noch lang? Der denkt wohl, ich soll seinetwegen extra aufstehen?“ Sie schweigt. Es klopft wieder. Nun war das eine alt­modische Türe, von innen mit einem Holzriegel ver­schlossen. Außen hing ein kleiner Riemen, an dem man ziehen mußte, dann ging die Tür auf. Als es jetzt zum drittenmal klopft, da ruft die Frau endlich ganz ärgerlich: „Zieh doch an dem Riemchen!“ Die Tür geht auf und — herein kommt der ehrwürdige Pastor Engels aus Nümbrecht.

Vater Wirths hatte für B i b e 11 e s e r gute Winke: „Manche junge Seelen machen den Fehler, beim Suchen in der Schrift mit den schwersten Stel­len anzufangen. Kam da mal aus Nümbrecht ein er­weckter Junge zu mir und fragte, wie denn Römer 9 eigentlich zu verstehen wäre! ,0 Junge’, sagte ich zu ihm, ,du bist auf der Leiter zum Himmel auf der un­tersten Sprosse und kommst mit solchen Gedanken? Ein Kind fängt in der Schule an mit Haarstrich und Grundstrich und Pünktlein darauf. Und später kommt all das andere. Lies mal zuerst den Matthäus mit Gebet und dann den Markus und den Lukas und alles andere mit Gebet! Und wenn du dann an Römer 9 kommst, dann verstehst du es auch.

Ja, das Bibellesen. Das will auch gelernt sein. An­fangs habe ich nur aus Neugierde in der Bibel ge­lesen, bis in die Nächte. Dann habe ich Leute ge­troffen, die lesen darin wie ein Advokat ein Testa­ment liest, das er umstoßen will. Aber wir müs­sen dahin kommen, zu lesen wie jemand, der den eigenen Namen in dem Testament gefunden hat. Dann wird man nicht müde, darin zu forschen.“

Vater Wirths war dafür, daß man den Leuten die Zuversicht nicht nehmen, sondern ihnen den Mut stärken sollte. Er war aber auch nicht damit ein­verstanden, daß einer sich selber den Mut nahm, in­dem er sich selber ständig beobachtete. Er riet: „Beschäftige dich nichtzuvielmit dir selbst!“ Er empfahl, die Dinge aufzusuchen, für die man danken könne, und überm Danken sich sel­ber zu vergessen und froh zu werden.

Wie einmal ein Bibelbote mit einem an seinem Heil verzagenden Mädchen verfuhr, das hat dem Vater Wirths sehr eingeleuchtet. Das Mädchen woll­te gar nicht mehr recht glauben, daß es bekehrt sei; es entdeckte noch soviel Unvollkommenes an sich. Es war halt immer mit sich selber beschäftigt. Es wollte auch gar kein Zuspruch bei ihm haften. Da sagte der alte Bruder: „Dann mache ich dir einen Vorschlag. Morgen ist in Berghausen Kirmes. Da gehst du hin und tollst dort tüchtig mit. Wenn du nicht mehr zu den Jesusleuten gehörst, dann ist dort doch sicher für dich der richtige Platz.“ Da aber widersprach das Mädchen energisch: „Nein, das kann ich nicht!" „Ja, aber es hat dir doch früher nichts aus­gemacht, da mitzumachen?" „Jetzt kann ich es aber nicht mehr!" „Siehst du, Kind", sagte der Bibelbote, „es ist also doch etwas da bei dir! Du kannst nicht zur Kirmes gehen! Du hast an dem Rummel keine Freude mehr! Daß dir daran die Lust vergan­gen, daß sie nicht wiedergekehrt ist, das ist doch Gottes Werk an dir, dafür darfst du ihm doch dan­ken! Wie herrlich, daß es dich nicht auf den Rummel­platz, sondern vielmehr zu Gottes Wort zieht! Das zeigt mir deutlich, daß du Gottes Kind bist." Da sind dem Mädchen die Augen aufgegangen, es hat ge­dankt und ist wieder froh geworden.

Vater Wirths hat oft vom Sterben gesprochen. In den Versammlungen hörte man ihn oft sagen: „Im Steerven fingt (findet) et sich all! Dat is eemst!" Und weil es so ernst ist, und weil Gericht und Hölle nach dem Sterben keine phantasievolle Drohung sind, sondern furchtbare Wirklichkeit, darum hat der Vater Wirths so eindringlich gemahnt, die Le­b e n s z e i t recht zu nutzen und sich zum Heiland zu bekehren als zu dem Mann, der aus allem Gericht errettet und das ewige Leben schenkt. Ja, dieser kräftig warnende und beschwörende Ton fehlte bei ihm niemals, und wo er ihn bei Predigern des Evan­geliums antraf, freute er sich: „Scharp mutt et sing! Scharp mutt et sing! Söss batt et nit (sonst packt es nicht)!"

Die armen Reichen machten dem Vater Wirths sol­chen Kummer, wenn er sich vorstellte: Nun hängen die ihre Zuversicht an ihr bißchen Erdenplunder! Wenn sie doch bedenken wollten:

„Denn nichts wird mitgenommen von dem, was Erde heißt.

So wie man angekommen, wird wieder abgereist"

Wirths hatte es einige Male mit Leuten zu tun, denen er an ihr Sterbebett die rettende Botschaft von Jesus bringen wollte, die aber mit ihrer körperlichen Not so viel zu tun hatten, daß sie gar keine Kraft mehr aufbrachten, um mit dem Herzen auf die süße Stimme des Evangeliums zu hören. Darum seine un­ermüdliche Mahnung: „Wartet nicht so lang! Wartet nicht bis zum Sterben, gebt dem Heiland das Le­be n ! O Kenger, wat is et eemst! Wat is et eemst!"

Solche Sterbebetten wie das von Christian Sträs- ser in Oberwiehl wünschte sich der Vater Wirths. Dieser sein Freund lag im Dunkel, und der ihn be­suchende Wirths wollte ihm ein Licht anzünden. Doch der Todkranke wehrte ab: „Danke, Christian, ich habe ein Licht! Jesus, das ist mein Licht!"

Jesus, ja, das war auch das Licht von unserm Va­ter Wirths. Daß er und mit ihm viele des Lichtes Kin­der wären, im Lichte wandelten und einmal ewig zum Licht eingingen — das war sein großes Bitten und Sehnen.

Quellennachweis

Friedrich Schloemann: Der Fienenpastor von Herdecke. Das Volksbuch vom alten Rahlenbedc. Schwerin, 1929. (Vergriffen)

H. Schiefer: Ohm Michel, der frühere Zellengefangene, ein Siegerländer Original. Neukirchen, Kr. Moers, 1901. (Vergriffen)

Karl Stegemann: Unser alter Vater Wirths. 1918. (Vergriffen)

Außerdem hat der Verfasser einige persönliche Mitteilun­gen von Menschen wiedergegeben, die Ohm Michel und Vater Wirths noch gekannt haben.

Für die Erlaubnis zum Abdruck des Bildes von Henrich Rahlenbeck auf Seite 5 danken wir Frau Pastor Schloe­mann, Gevelsberg.

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorra­gendem Maße zur Verwendung im Reli­gionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauen­abende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunder­wege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Mei­sters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literari­sche Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirk­licher Dienst zur kirchsngeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

